

2. Affektive Gratwanderungen in einem politisch aufgeladenen Feld

Sozial- und kulturalanthropologische Sexarbeitsforschung

»The work of anthropologists in telling their stories, on sex workers' own terms, remains a deeply political act in which research findings do not always correspond with state law or policy and may even indicate the need for significant social and political change.«
(Dewey/Zheng 2013: 100)

Sozial- und kulturalanthropologische Forschung ist ein komplexer Prozess, erst recht wenn sie in einem derart politisch und emotional aufgeladenen Feld wie der Sexarbeit stattfindet (Dewey/Zheng 2013: 39). Die gesellschaftliche Polarisierung um Sexarbeit hat weitreichende Implikationen für die Gestaltung von Forschungsprojekten, Feldzugängen und Interaktionen mit (insbesondere sexarbeitenden) Forschungsteilnehmer*innen, was eine sorgfältige Reflexion der moralischen, ethischen und epistemologischen Dimensionen ethnographischer Forschungsprozesse erfordert (vgl. Agustín 2004, Dewey/Zheng 2013, Hammond/Kingston 2014, Montgomery 2015, O'Connell Davidson 2008, Sanders 2006, Sinha 2017).

Inwiefern macht dies sozial- und kulturalanthropologische Sexarbeitsforschung jedoch zu einem »politischen Akt«, wie Dewey und Zheng (2013: 100) es formulieren? Mit dieser Frage werde ich mich im Folgenden kritisch auseinandersetzen. Unter Anerkennung dessen, dass ›das Politische‹ nicht nur auf (partei-)politisches und/oder aktivistisches Engagement beschränkt ist, erweist sich Sexarbeitsforschung in gewisser Hinsicht durchaus als politischer Akt, wie ich in Abschnitt 2.1 darstelle. Denn die Entscheidungen über die Forschungsgestaltung – und die ihnen zugrundeliegenden Position(alität)en von Forschenden – sind in diesem Feld nicht nur hinsichtlich ihrer methodischen und theoretischen Rahmung, sondern auch ihrer Implikationen für die (wissenschaftliche) Repräsentation von Sexarbeit zu reflektieren. Ebenso ist anzuerkennen, dass die Gestaltung von Forschungsprojekten zu Sexarbeit nicht ›außerhalb‹ der polarisierten Debatten stattfinden kann, wodurch bestimmte Entscheidungen wie z.B. die Entscheidung

für den Begriff ›Sexarbeit‹ (und damit gegen andere Begriffe wie z.B. ›Prostitution‹) gewollt oder ungewollt als politische Positionierung wahrgenommen werden. Dies zeigte sich nicht nur in der Planung, sondern auch in der Durchführung dieser Forschung. Denn in den alltäglichen Interaktionen mit Forschungsteilnehmer*innen, Verhandlungen von Zugängen und Wissensbeständen sowie der Auswertung und Analyse des Materials erzeugten die Verflechtungen von Positionalitäten mit politischen, ethischen und epistemologischen Fragen immer wieder Spannungsfelder, die reflektiert und sorgfältig navigiert werden mussten.

Eine ethnographische Herangehensweise mit Schwerpunkt auf teilnehmender Beobachtung und narrativ-biographischen Interviews sowie induktiver Analysetechniken der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1999, Timmermans/Tavory 2007) ermöglichte die notwendige Flexibilität zur Verhandlung dieser Spannungsfelder. Diese fand jedoch nicht nur im Rahmen von verbalen oder handlungspraktischen Interaktionen mit Akteur*innen des Feldes statt. Ebenso erwiesen sich dabei affektive Relationen und emotionale Erfahrungen als ausschlaggebend (vgl. Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019), zumal die skizzierte politische Polarisierung durch die Ansprache von Emotionen befördert wird (vgl. Sauer 2019, Ward/Crowhurst/Sauer 2019), was ebenso im Forschungsalltag seinen Niederschlag fand.

Diesem Umstand begegnete ich mit der Anwendung von *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018). Ihr zugrunde liegt ein Verständnis der affektiven Dimensionen¹ von Feldforschung nicht als ›Nebeneffekt‹, sondern als integraler Bestandteil selbiger, der durch kontinuierliche Reflexion, Dokumentation und schließlich Offenlegung in der Darstellung von Forschungserkenntnissen zum Erkenntnisgewinn beitragen kann (vgl. Stodulka 2014). Meine Auseinandersetzung mit den affektiven Erfahrungen im Rahmen dieses Projekts, ihre Auswirkung auf die praktische Gestaltung der Feldforschung und die damit einhergehenden Erkenntnisprozesse diskutiere ich in Abschnitt 2.2 entlang eines Überblicks über den Ablauf und die Auswertung der Forschung.

Aus diesem Prozess ergaben sich nicht nur Erkenntnisse über die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen, sondern auch eine Kritik an dem Postulat, sozial- und kulturanthropologische Sexarbeitsforschung sei ein »politischer Akt« (Dewey/Zheng 2013: 100). Zwar bestätigte es sich, dass politische Diskurse umfangreichen Einfluss auf die Gestaltungsmöglichkeiten des Forschungsprozesses und die Rolle(n) von Forschenden in der Verhandlung von Wissensbeständen zu Sexarbeit haben, was ein Bewusstsein für die politischen Dimensionen sozial- und kulturanthropologischen Arbeitens notwendig macht. Meine Erfahrungen zeigten aber auch, dass Vorsicht geboten ist hinsichtlich einer voreiligen Unterordnung der Forschungsabsichten unter und einer (un)bewussten Vereinnahmung durch politische Interessen.

Zu dieser Erkenntnis gelangte ich v.a. durch meine affektiven Erfahrungen in der Verhandlung von Fragen zu Forschungsethik, aktivistischem Engagement und Erkenntnismöglichkeiten in einem derart polarisierten Feld, die ich in den Abschnitten 2.3 bis 2.5

1 Ich übernehme dabei die Definition von Affekten nach Stodulka, Selim und Mattes (2018): »We understand ›affects‹ as sensorial phenomena that emerge from and influence encounters of anthropologists with informants, spaces, environments, events, memories, images, and texts (other ethnographies, academic articles or theories, our field notes, scribbling, drafts etc.).« (Ebd.: 521)

anhand der Beispiele des Umgangs mit Transparenz und Anonymität, Reziprozitätsfragen sowie mit widersprüchlichen Aussagen und Schweigen im Feld skizziere. Die darin zutage tretende Unmöglichkeit der Umsetzung wissenschaftlicher, politischer *und* aktivistischer Ansprüche führte häufig zu Gefühlen der Frustration und des Scheiterns. Obwohl einige der Ideen und Pläne dieser Forschung tatsächlich als gescheitert zu betrachten sind (was jedoch auch zu Erkenntnisprozessen beigetragen hat), zeigte sich in der Reflexion v.a. auch, dass der Aufruf zu sozial- und kulturalanthropologischer Sexarbeitsforschung als »politischem Akt« (Dewey/Zheng 2013: 100) nicht nur der Bildung eines Bewusstseins für die politischen Dimensionen von Sexarbeitsforschung dient. Er fungiert ebenso als emotionalisierende Aufforderung, die einer differenzierten Auseinandersetzung mit Sexarbeit und v.a. einer weniger polarisierten Wahrnehmung des Feldes mitunter im Weg steht. Denn zwischen der Anerkennung der eigenen Einstellungen zu Sexarbeit und ihrer potenziellen Überhandnahme im Forschungsprozess befindet sich nur eine dünne Trennlinie. Politisches Handeln im Rahmen sozial- und kulturalanthropologischer Sexarbeitsforschung zeigt sich somit in Form einer komplexen Gratwanderung zwischen verschiedenen Ansprüchen, Annahmen und Positionen, deren Unvereinbarkeiten sich nicht eindeutig auflösen lassen, sondern immer wieder (selbst-)kritisch verhandelt werden müssen.

2.1 Forschungsgruppe, Forschungsorte, Forscherin – Zur Unvereinbarkeit politischer Reflexionen in der Forschung zu Sexarbeit

»Wie stehst du eigentlich zu dem Thema?« war und ist eine Frage, die meine Forschungstätigkeit seit über zehn Jahren begleitet: Sie war die erste, die mir gestellt wurde, nachdem ich mich dazu entschlossen hatte, zu Sexarbeit zu forschen. Sie begegnete mir danach immer wieder in verschiedensten Situationen während meiner Feldforschung, wobei sich meine Antwort(en) als entscheidend für die Herstellung von Zugängen und Kontakten erwiesen. Und inzwischen habe ich selbst angefangen, diese Frage denjenigen zu stellen, die sich für ein Forschungsprojekt im Feld der Sexarbeit interessieren und mich diesbezüglich kontaktieren. Insofern beginne ich auch dieses Kapitel mit dieser Frage um zu veranschaulichen, dass die politischen Dimensionen von Sexarbeitsforschung bereits wirksam werden, bevor »das Feld« überhaupt betreten wird.

Sexarbeit ist ein Thema, das eng mit moralischen Bewertungen von Sexualität und Geschlecht verbunden ist. Diese Themenbereiche wiederum werden in westlichen Gesellschaften meist als privat oder »intim« verstanden, wobei gleichzeitig Definitionen von »richtiger« oder »guter« Sexualität äußerst umkämpft sind. Forschende stehen nicht außerhalb dieser Debatten, was dazu führt, dass persönliche Meinungen zu und Erfahrungen mit Sexualität Perspektiven auf Sexarbeit beeinflussen. Dass einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema jedoch nicht immer eine kritische Reflexion derartiger Vorannahmen vorausgeht, zeigt sich z.B. in Studien, die Sexarbeit per se als Gewalt gegen Frauen bzw. sexuelle Gewalt definieren (vgl. Farley 2004). Die damit einhergehende Gestaltung von Forschungsprojekten führt dabei (aber durchaus auch im umgekehrten Fall, wenn Gewalt definitorisch aus dem Feld Sexarbeit ausgeschlossen wird)

zu einem *confirmation bias*, wenn nur mit denjenigen Personen geforscht wird, die sich mit dem Verständnis von Sexarbeit der Forschenden identifizieren können (vgl. Weitzer 2005a). Dies führt nicht nur zu aus methodischer und analytischer Sicht problematischen Studien. Aufgrund der Machtposition (aber auch der selektiven Wiedergabe) von wissenschaftlichem Wissen hat die Übernahme unreflektierter Vorannahmen in Forschungsprojekten mitunter weitreichende Konsequenzen – und zwar nicht nur für die eigene Forschungsarbeit.

So haben negative Erfahrungen mit Forschenden und ihren Arbeitsweisen zu Misstrauen unter sexarbeitenden Personen beigetragen, was sich in meiner Forschung u. a. darin zeigte, dass ich einmal darlegen musste, keine »hurenfeindliche Akademikerin« zu sein, bevor ein Gespräch überhaupt beginnen konnte. Eine überzeugende Darstellung einer nicht »hurenfeindlichen« Position hing wiederum teilweise von Kontakten mit einschlägig politisch aktiven Netzwerken und Organisationen zusammen. Über derartige Kontakte verfügt(e) ich zwar, doch erschwerte mir die Assoziation mit bestimmten Verbänden wiederum die Kontaktaufnahme mit Organisationen, die eine andere bzw. gegenteilige Position zu Sexarbeit vertraten. Dies bedingte die Notwendigkeit, meine Schritte und Interaktionen im Feld äußerst sorgfältig hinsichtlich potenzieller unbeabsichtigter Einschränkungen zu reflektieren, da ich z. B. unter Anerkennung von Sexarbeit als legitimer Einkommensquelle nicht diejenigen implizit ausschließen wollte, die vornehmlich negative Erfahrungen damit gemacht hatten. Für die Akquise einer hinsichtlich ihrer Erfahrungen diversen Forschungsgruppe erwies sich somit eine sorgfältige und kritische Reflexion meiner Herangehensweisen und Absichten sowie deren Übertragung in die Definitionen von Forschungsgruppen und -orten als zentral.

Persönliche Positionen finden, formulieren und verhandeln

Ein wesentlicher Teil meines sozial- und kulturanthropologischen Denkens ist durch die feministische Anthropologie (vgl. Silverstein/Lewin 2016, Visweswaran 1994, Wolf 1996) geprägt, die u. a. einen respektvollen und transparenten Umgang mit Forschungsteilnehmer*innen betont. Auch deswegen es mir äußerst wichtig war, potenzielle Forschungsteilnehmer*innen über meine Absichten und Perspektiven aufzuklären. Allerdings musste ich diese dafür erst selbst formulieren, was in Anbetracht der Komplexität des Themas kein einfaches Unterfangen war. Dem feministischen Postulat »*my body, my choice*« folgend gilt es anzuerkennen, dass alle, insbesondere Frauen und Angehörige geschlechtlicher und sexueller Minderheiten, selbst darüber bestimmen sollen, was sie mit ihrem Körper machen – selbst wenn meine persönliche Entscheidung eine andere wäre. Gleichzeitig ist mir als Sozial- und Kulturanthropologin und Feministin bewusst, dass wir nicht unabhängig von jeglichen sozialen Einflüssen agieren und unser Handeln durch sexistische, rassistische und neoliberal-kapitalistische Strukturen geprägt und bedingt ist. Dies darf auch in der Anerkennung grundsätzlicher Handlungsfähigkeit (*agency*) nicht übersehen werden.

Insofern verfolge ich die Position, persönliche Motivationen und Begründungen für die Involvierung in Sexarbeit nicht a priori zu beurteilen, sondern die Erfahrungen damit – sofern sie mit mir geteilt werden – in ihren breiteren gesellschaftlichen Zusammenhängen zu begreifen. Dabei ergibt sich durchaus die Möglichkeit und auch

Notwendigkeit einer Kritik an aktuellen Ausprägungen der Sexindustrie, die allerdings nicht aus den Augen verlieren darf, dass in der Sexarbeit auftretende Probleme, Möglichkeiten, Gewalterfahrungen und/oder Ambivalenzen keine isolierten Phänomene, sondern Teil und Ausdruck komplexer soziokultureller und sozioökonomischer Ungleichverhältnisse darstellen. Deswegen spreche ich mich auch deutlich dagegen aus, dass sexarbeitende Menschen aufgrund ihrer Tätigkeit in der Sexarbeit bewertet, stigmatisiert und/oder diskriminiert werden. In meiner Idealvorstellung sollte sich folgende Aussage erübrigen, aber die weiterhin dominante moralische Verurteilung von Sexarbeit macht es notwendig, darauf hinzuweisen, dass sexarbeitende Menschen vielschichtige Personen sind, die in den erwähnten gesellschaftlichen Strukturen verschiedene Positionen und Rollen einnehmen (können), die wiederum unterschiedliche Motivationen für, Erfahrungen mit und Verhältnisse zu der Sexarbeit bedingen (können) – weswegen schließlich auch differenzierte Lösungen für in der Sexarbeit auftretende Probleme notwendig sind, die gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge mitbedenken.

In der Forschungspraxis stellte sich heraus, dass trotz entsprechender Fragen meist keine Zeit für eine umfangreiche Darstellung meiner Position blieb, da bereits die Begriffswahl in der Vorstellungen meiner Forschungsinteressen oder auch erste Eindrücke von meiner Person entscheidend dafür waren, ob ein Gespräch überhaupt zustande kam. Dabei waren Faktoren relevant, auf die ich keinen oder wenig Einfluss nehmen konnte, wie z.B. der Umstand, dass ich mich als weiße Frau mit muttersprachlichen Deutschkenntnissen und akademischem Hintergrund in den verschiedenen Feldkontexten bewegte. Gerade mein Geschlecht bedingte im stark entlang cisheteronormativ-binärer Ordnungen vergeschlechtlichten Feld der Sexarbeit verschiedene (Un-)Möglichkeiten der Forschung: Die Türen zu manchen Stripclubs und Bordellen blieben mir beispielsweise gänzlich verschlossen, während sich z.B. Gespräche über Sexualität mit anderen cis Frauen relativ einfach ergaben. Und auch meine ethnische Zugehörigkeit bzw. auf meinen Körperlichkeiten basierende entsprechende Annahmen beeinflussten Interaktionen mit (potenziellen) Teilnehmer*innen.

In all diesen Situationen war zudem zu bedenken, dass ich nicht nur als individuelles Subjekt, sondern auch als Vertreterin der bzw. einer Wissenschaft das Feld betrat, die selbst eine Rolle in den politischen Diskursen einnimmt (vgl. Madison 2012). Diese Bedeutung wissenschaftlicher Machtpositionen lässt sich auch durch einen kritischen Umgang mit ihnen nicht abschütteln. Dadurch wurde ich im Feld oft als politische Akteurin eingeordnet, woraus sich auch ergab, dass ich als Wissenschaftlerin auch ohne direktes politisches Engagement zu einer solchen politischen Akteurin dieses Diskurses wurde. Denn wie ich Forschung betreibe, mit wem ich dabei wie interagiere und wie ich darüber schreibe, beeinflusst, welches Wissen über Sexarbeit produziert wird und wie diese Wissensproduktion von sexarbeitenden Personen, politischen Aktivist*innen und anderen gesellschaftlichen Akteur*innen wahrgenommen wird. Dementsprechend flossen auch einige Überlegungen zur Repräsentation und Wahrnehmung sexarbeitender Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern in die Definitionen und Einschränkungen sowohl der Forschungsgruppe als auch der Forschungsorte ein.

Definitionsfragen: Festlegung der Forschungsgruppe

In diesem Buch benutze ich zur Bezeichnung der im Zentrum dieses Forschungsprojekts stehenden Tätigkeit den Begriff ›Sexarbeit‹, um die Verbindungen der Tätigkeit zu Lohnarbeit und Einkommensgenerierung sichtbar zu machen. Schon während meiner Masterarbeit zu Beratungsangeboten für sexarbeitende Frauen in Berlin musste ich allerdings lernen, dass dieser Begriff im Feld nur bedingt ›alltagstauglich‹ war, als ich z.B. in einem Bordell zur Beschreibung meines Forschungsprojekts zu *Sexarbeit* nur verwirrte Blicke erntete. Dementsprechend war ich dazu übergegangen, die Forschungsgruppe nicht über den Begriff ›Sexarbeiter*innen‹ festzulegen, da sich nicht alle Personen mit diesem Begriff identifizierten. Stattdessen orientierte ich mich in der Festlegung der Forschungsgruppe an den für diese Arbeit relevanten Arbeitsbereichen, d.h. Bezeichnungen für Arbeitsfelder, in denen in physischer Ko-Präsenz von sexarbeitenden Personen und ihren Kund*innen kommerzialisierte sexuelle Handlungen durchgeführt werden. Dementsprechend formulierte ich diverse Kontaktanfragen als Suche nach ›Personen, die in der Sexarbeit, Prostitution, als Escort, in Stripclubs, in Bordellen, auf dem Straßenstrich, als Domina (usw.) arbeiten‹.

Ein ähnliches Problem ergab sich für die Operationalisierung des Begriffs ›Osteuropa‹ als Definitionskriterium der Forschungsgruppe. Schließlich handelt es sich auch dabei um ein historisch gewachsenes, von regional-/lokalspezifischen Relationen geprägtes Konzept, das mit verschiedenen Bewertungen und Vorurteilen einhergeht (vgl. Kapitel 1). Dementsprechend erschien mir eine schlichte Übernahme des Begriffs in der Definition und Ansprache der Forschungsgruppe ungeeignet, zumal sich auch in den Gesprächen mit Forschungsteilnehmer*innen zeigte, dass Vorbehalte gegenüber diesem Begriff existierten und einige Personen nicht mit ihm assoziiert werden wollten.

Insofern näherte ich mich der regionspezifischen Definition der Forschungsgruppe über die Frage an, aus welchen Ländern die Personen kamen. Hierbei machte ich die Auswahl der Teilnehmer*innen nicht (ausschließlich) an der Staatsbürgerschaft fest, um auch Personen einzubeziehen, die bestimmte Osteuropa zugeschriebene Länder als ihre Herkunftsländer nannten und dort geboren und aufgewachsen waren, aber in der Zwischenzeit die Staatsbürgerschaft gewechselt oder die deutsche zusätzlich angenommen hatten. In der Anfangsphase berücksichtigte ich dabei alle Länder, die in Deutschland der breitesten Definition von ›Osteuropa‹ zugeordnet werden (vgl. Abschnitt 1.1). Nachdem sich im Verlauf der Forschung einige Schwerpunkte zu entwickeln begannen, schränkte ich die weitere Suche auf Personen aus Bulgarien, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien, Russland, der Ukraine und Ungarn ein. An dieser Stelle ist jedoch anzuerkennen, dass die Auflistung dieser Länder das Forschungsinteresse an ›Osteuropa‹ für potenzielle Teilnehmer*innen möglicherweise erkennbar machte und eine fehlende Identifizierung mit bzw. Kritik an diesem Begriff Personen eventuell von einer Teilnahme am Forschungsprojekt absehen ließ (vgl. Abschnitt 5.4).

Ein drittes Kriterium für die Teilnahme an diesem Forschungsprojekt war die rechtliche Volljährigkeit, d.h. Teilnehmer*innen mussten mindestens 18 Jahre alt sein. Ein Einbezug rechtlich minderjähriger Personen wäre aufgrund der weitreichenden ethischen und (straf-)rechtlichen Implikationen im Rahmen des Projekts nicht handhabbar gewesen.

Abgesehen von diesen drei Grundbedingungen legte ich keine weiteren Teilnahme-kriterien fest, um Diversität innerhalb der Forschungsgruppe zu ermöglichen. Diese Offenheit ergab sich in Auseinandersetzung mit bestehenden Forschungsarbeiten sowie der medialen Repräsentation von Sexarbeit. So waren Berichterstattung wie sozialwissenschaftliche Forschung häufig auf sexarbeitende cis Frauen fokussiert. Die Sichtbarkeit und »einfachere« Zugänglichkeit von Sexarbeit im öffentlichen Raum trug und trägt zudem zu einer Überrepräsentation von Straßensexarbeit bei (Weitzer 2009: 217). Nun handelt es sich nach allen mir bekannten Schätzungen und Eindrücken bei sexarbeitenden Personen tatsächlich mehrheitlich um cis Frauen. Ebenso erwies sich der Straßenstrich im Kurfürstenkiez als relevantes Arbeitsfeld für das vorliegende Projekt (s.u.). Dennoch wollte ich im Hinblick auf die schlussendliche Repräsentation von sexarbeitenden Migrant*innen aus »Osteuropa« vorab zumindest die Möglichkeit offen lassen, Personen verschiedener Geschlechter und aus verschiedenen Arbeitsbereichen einzubeziehen. Dieser Anspruch beeinflusste die Entwicklung des Forschungsprojekts insofern, als dass ich im Verlauf des Projekts auch gezielt nach Personen suchte, die in bis dahin noch nicht repräsentierten Arbeitsbereichen tätig waren, also die Strategie eines »theoretischen Samplings« (Vollstedt/Rezat 2019: 83) verfolgte. Hinsichtlich geschlechtlicher Vielfalt gelang es mir, mit cis und trans Frauen sowie cis Männern ins Gespräch zu kommen, wobei es sich bei der Mehrheit der Teilnehmer*innen um cis Frauen handelte.

Entlang dieser Kriterien und Prozesse nahmen 45 Personen an dem Forschungsprojekt teil, die auf dem Straßenstrich, in Bordellen, im Escort- oder SM-Bereich und in Stripclubs tätig waren. Die jüngste Teilnehmerin war 18 Jahre alt, die älteste in ihren frühen 50ern und der Großteil der Teilnehmer*innen zwischen 20 und 30. Für einen detaillierten Überblick über die Forschungsgruppe findet sich im Anhang eine Aufschlüsselung anhand demographischer Daten wie Alter, Geschlecht, Bildungshintergrund, Familienstand und Staatsbürgerschaft (vgl. Abschnitt 10.1). In Anbetracht der teilweise mangelhaften Transparenz von Daten im Bereich der Sexarbeitsforschung (vgl. Weitzer 2005a) soll damit der Umfang und v.a. auch die Grenzen der vorliegenden Arbeit deutlich gemacht werden. So ist abschließend festzuhalten, dass die Zusammensetzung der Forschungsgruppe keine Rückschlüsse über die allgemeine Verteilung von sexarbeitenden Personen z.B. nach Herkunftsländern zulässt. Es besteht insofern auch kein Anspruch auf vollständige Abbildung aller möglichen Perspektiven. Den Grundgedanken ethnographischer und sozial- und kulturanthropologischer Forschung folgend handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine qualitative Auseinandersetzung mit verschiedenen Perspektiven auf Sexarbeit und Lebensalltag in Berlin.

Forschungsorte

Auch hinsichtlich der Festlegung der Forschungsorte, d.h. derjenigen Straßen, Plätze, Gebäude oder Räumlichkeiten, an bzw. in denen ich teilnehmende Beobachtung durchführen wollte, war die Reproduktion von Stereotypisierungen von Menschen aus »Osteuropa« bzw. spezifisch denjenigen, die in der Sexarbeit tätig sind, kritisch zu reflektieren. So bestätigte sich durch Gespräche mit Beratungsstellen, dass im Kurfürsten- und Nollendorfkiez zahlreiche Personen aus »osteuropäischen« Ländern der Sexarbeit nachgingen, weswegen diese Orte in das Forschungsprojekt einbezogen wurden. Sich nur auf

diese Orte zu konzentrieren, hätte allerdings die Gefahr bedeutet, den Themenbereich ›sexarbeitende Migrant*innen aus Osteuropa‹ wieder auf diese besonders prekären Formen der Sexarbeit zu beschränken. Insofern sollte mindestens noch ein dritter Ort für die Durchführung teilnehmender Beobachtung einbezogen werden.

Die Suche nach einem solchen Ort gestaltete sich jedoch schwierig. Obwohl es meinen Recherchen nach zum Zeitpunkt der Forschung mindestens etwas mehr als 200 (Wohnungs-)Bordelle und ähnliche Einrichtungen in Berlin gab (s. Abschnitt 2.2), blieben meine Versuche, in einem dieser Bordelle eine regelmäßige Anwesenheit als Forscherin zu arrangieren, erfolglos. Im Austausch mit einigen (nicht am Forschungsprojekt teilnehmenden) sexarbeitenden Kontaktpersonen entschloss ich mich stattdessen dazu, anstelle von Bordellen Stripclubs aufzusuchen, da diese einfacher zugänglich waren. Der Schwerpunkt der angebotenen sexuellen Handlungen in Stripclubs lag zwar auf Interaktionen wie Striptease-Tänzen, die keinen genitalen Geschlechtsverkehr beinhalteten. Doch gerade dabei handelte es sich um eine sinnvolle Ergänzung für das Forschungsprojekt, da durch die Einbeziehung von Stripclubs andere Aspekte der Sexarbeit beobachtet bzw. in den Vordergrund gestellt werden konnten. Da es zum Zeitpunkt der Forschung zwar mehrere Stripclubs in Berlin gab, ihre Anzahl aber insgesamt überschaubar war, entschied ich mich, nicht einen, sondern mehrere Clubs regelmäßig aufzusuchen, um eine Nachvollziehbarkeit der Beobachtungsorte zu vermeiden. Wo vorhanden, handelt es sich dementsprechend bei den Beschreibungen von Stripclubs in dieser Arbeit um eine abstrahierte Kombination von Beobachtungen aus verschiedenen Clubs.

2.2 Forschungsdesign und affektive Dimensionen ethnographischer Sexarbeitsforschung

Eine kontinuierliche Reflexion der eigenen Positionierung im Bereich der Sexarbeitsforschung ist unabdingbar. Zugleich stellt sich die Frage, wie diese Reflexionen forschungspraktisch umgesetzt werden (können). Diese Frage hat besonders für sozial- und kultur-anthropologische Forschung Relevanz, die unter der Prämisse operiert, dass Wissen im Rahmen ethnographischer Forschung nicht bloß ›erhoben‹, sondern mit den jeweiligen Forschungsteilnehmer*innen ausgehandelt wird und diese als am Erkenntnisprozess beteiligte Partner*innen begriffen werden (vgl. Pels et al. 2018). Diesem Umstand trug das vorliegende Forschungsprojekt mit einer induktiven Vorgehensweise Rechnung, innerhalb derer mit teilnehmender Beobachtung (vgl. Hume 2005, Spradley 1980) und narrativ-biographischen Interviews (vgl. Bernard 2011: 156f) als zentrale Methoden Interaktionsformen gewählt wurden, die eine offene und direkte Orientierung an den Lebensrealitäten, Erfahrungen und Perspektiven der Forschungsteilnehmer*innen ermöglichen.

Die Verhandlung von Wissensbeständen in Form von Gesprächen und Interviews als auch die Erfahrung und Dokumentation der Beobachtungen wurde entscheidend von nonverbalen, verkörperlichten, sensorischen und affektiven Relationen beeinflusst. Das bedeutete, dass für den Beziehungsaufbau und Erkenntnisgewinn im Feld nicht nur ausschlaggebend war, was ich (potenziellen) Forschungsteilnehmer*innen über mein Pro-

jekt erzählte (und in welcher Sprache), sondern auch *wie* ich ihnen z.B. anhand meiner Körpersprache gegenübertrat und welche Eindrücke oder Emotionen ich damit bei ihnen möglicherweise hervorrief. Umgekehrt waren es auch mein affektives Erleben von und meine emotionalen Reaktionen auf Begebenheiten und Interaktionen im Feld, die die Aushandlung von Wissensbeständen beeinflussten und zum Erkenntnisgewinn beitrugen.

Nachdem derartige Facetten von Feldforschung lange in mündlich erzählte Anekdoten verbannt wurden (Stodulka/Selim/Mattes 2018: 520f), hat sich in den letzten Jahren eine verstärkte Aufmerksamkeit für die affektiven Dimensionen sozial- und kultur-anthropologischer Feldforschung entwickelt (vgl. Stodulka 2014, Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019, Stodulka/Selim/Mattes 2018). Grundlegend dafür ist ein Verständnis von Affekten und Emotionen als Teil der Kommunikation zwischen Forschenden und ihren Gesprächspartner*innen (Stodulka 2014: 182), dessen »Offenlegung [...] sowohl in Gesprächs-, als auch Beobachtungssituationen die erhobenen ethnographischen Daten nicht nur verdichtet, sondern diese für Andere (Studentinnen, Kolleginnen, Leserinnen) nachvollziehbarer, und somit wissenschaftlicher gestaltet« (ebd.). Dementsprechend argumentiert Stodulka (ebd.) für eine »pragmatische Epistemologie« (ebd.: 183), die Emotionen als »erkenntnistheoretische Kategorie und relationale ethnographische Daten begreift« (ebd.: 201), deren Einbeziehung in den Analyseprozess zu einer »erhöhten Wissenschaftlichkeit« (ebd. 183) beiträgt.

Darauf aufbauend entwickelten Stodulka, Mattes und Selim (2018) das Konzept der *affective scholarship* (ebd.), das dazu anregt, Affekten im Feld methodologische Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, diese während des Forschungsprozesses kontinuierlich zu dokumentieren und in der Analyse als Datenmaterial zu betrachten (ebd.: 522). Zur Umsetzung dieses Ansatzes führte ich während des gesamten Verlaufs der Feldforschung ein sogenanntes »Emotionstagebuch« (ebd.: 523f), in dem ich meine affektiven und emotionalen Erlebnisse der Feldforschung dokumentierte. Dies regte einerseits zu ihrer bewussten Reflexion an und ermöglichte andererseits die Identifizierung von »epistemischen Affekten« (ebd.: 520f), aus denen ich analytische Erkenntnisse ziehen konnte. Dem Gedanken folgend, derartige Erkenntnisse nicht nur in den Methodenteil zu verbannen (ebd.) werden sie in den folgenden Kapiteln in die Analyse des Forschungsmaterials eingearbeitet. Die Ansätze der *affective scholarship* im Kontext von Sexarbeitsforschung haben jedoch auch Bedeutung für die method(olog)ische Herangehensweise an das Thema, die ich an dieser Stelle diskutiere.

Teilnehmende Beobachtung

Dem Grundgedanken ethnographischer Herangehensweisen folgend, d.h. einer direkten und langfristigen Involvierung in die Lebens- und Arbeitsrealitäten von sexarbeitenden Menschen, führte ich an den o.g. Forschungsorten von Juli 2017 bis August 2018 regelmäßig teilnehmende Beobachtungen (vgl. Hume 2005, Spradley 1980) durch. Den Straßenstrich im Kurfürstenkiez und den Nollendorfkiez suchte ich dabei jeweils mindestens zweimal wöchentlich für mehrere Stunden zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten auf. Die insgesamt zwölf Aufenthalte in Stripclubs fanden in größeren zeitlichen Abständen statt und dauerten mehrere Stunden. Insgesamt ergaben sich

daraus über 200 Stunden an Beobachtungen, die ich auf ca. 500 A4-Seiten Feldnotizen, begleitet von Emotionstagebüchern im Umfang von ca. 150 A4-Seiten, dokumentierte.

Da ethnographisch Forschende die affektiven Dimensionen von Feldforschung aktiv mitgestalten (können/müssen), lässt sich ethnographisches Arbeiten auch als emotionale Arbeit begreifen (vgl. Lo Bosco 2021). Im Rahmen meiner Forschung wurde für mich deutlich, dass es sich dabei auch um emotionale Arbeit an bzw. mit sich selbst handelt. Zum Beispiel waren meine Beobachtungen in ihren Anfangsphasen häufig von einem Gefühl der Angst begleitet, das jedoch nicht in tatsächlich gewaltvollen Erfahrungen meinerseits begründet lag, sondern vielmehr widerspiegelte, dass trotz aller Reflexion über die Stereotypisierung von (insbesondere Straßen-)Sexarbeit die damit einhergehenden Darstellungen doch Einfluss auf mein affektives Erleben im Feld hatten. Ich möchte damit nicht suggerieren, dass in derartigen Forschungsprojekten keine Vorichtsmaßnahmen geboten sind – denn über diese lernte ich gerade auch von den Forschungsteilnehmer*innen viel. Es stellte sich aber für den Umgang mit Sicherheit und Gefahrenpotenzialen im Feld als zentral heraus, mich nicht ausschließlich von meinen ersten emotionalen Impulsen leiten zu lassen, sondern sie im Kontext meiner erlebten Erfahrungen selbstkritisch zu reflektieren. Dies eröffnete zahlreiche Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit implizit bzw. unbewusst vorhandenen Vorannahmen meinerseits. Außerdem konnte ich dadurch im Laufe des Forschungsprojekts auch meine emotionalen Grenzen immer klarer formulieren und setzen. So ergaben sich vereinzelt Situationen, in denen ich Beobachtungen bewusst abbrach, da Erfahrungen sexueller Belästigung (mir gegenüber) bei mir emotionale Reaktionen hervorriefen, die eine weitere Durchführung der Beobachtungen unmöglich machten.

Ethnographische Gespräche und narrativ-biographische Interviews

Die Erfassung der Gedanken und Interpretationen der Forschungsteilnehmer*innen durch verbale Interaktion (vgl. Skinner 2012) geschah zum einen im Rahmen der Beobachtungen in Form von sich spontan ergebenden ethnographischen Gesprächen (Bernard 2011: 156), die, mal kürzer und mal länger, an bestimmte Situationen geknüpft und unstrukturiert waren. Zum anderen führte ich mit einigen Forschungsteilnehmer*innen, insbesondere den über gezielte Anfragen per Telefon, Internet oder bei Bordellbesuchen erreichten Personen, narrativ-biographische Interviews (Bernard 2011: 157, Flick 2012: 227ff). Diese strukturierte ich mit wenigen offenen Fragen, wodurch meine Gesprächspartner*innen selbst entscheiden konnten, welche Perspektiven, Erlebnisse und Gedanken sie über ihr Leben mitteilen wollten. Diese Interviews dauerten zwischen einer und drei Stunden und wurden mit Erlaubnis aufgenommen oder schriftlich protokolliert.

Die Gespräche und Interviews führte ich primär auf Deutsch, Englisch und Russisch. Bei Deutsch und Englisch handelte es sich für die entsprechenden Teilnehmer*innen um Fremdsprachen, die viele von ihnen auf hohem bzw. beinahe erstsprachlichem Niveau beherrschten. Andere Teilnehmer*innen waren im Lernen der deutschen Sprache begriffen und bestanden deswegen mitunter darauf, Deutsch mit mir zu sprechen, obwohl ich angeboten hatte, bei Bedarf Dolmetscher*innen hinzuzuziehen. Außerdem hatte ich mir in der Vorbereitung für dieses Projekt Grundlagenkenntnisse des Bulgarischen, Pol-

nischen und Rumänischen angeeignet, die zwar für eine Interviewführung nicht ausreichten, aber in informellen Gesprächen und beim Kontaktaufbau hilfreich waren. Zwei Interviews führte ich mithilfe von Dolmetscherinnen auf Ungarisch bzw. Bulgarisch. Bei den Dolmetscherinnen handelte es sich um andere sexarbeitende Migrantinnen, da ich Personen als Dolmetscherinnen rekrutieren wollte, die mit dem Feld vertraut waren. Die Dolmetscherinnen erhielten für ihre Arbeit eine Aufwandsentschädigung im Umfang von 50 Euro.

Das Durchführen von (nicht nur) ethnographischen Gesprächen und narrativ-biographischen Interviews lässt sich als emotional-affektive Arbeit beschreiben, schließlich trägt die interviewende Person durch ihr Verhalten – und in Reaktion auf und Interaktion mit den (non-)verbalen Signalen des Gegenübers – wesentlich zur Herstellung (oder Verhinderung) einer für die interviewte Person angemessenen Gesprächsatmosphäre bei (vgl. Abschnitte 2.5 und 6.3). Auch dies erfordert eine kontinuierliche Reflexion des eigenen Verhaltens in Interviewsituationen und einen (selbst-)kritischen Umgang mit Fragen der Gesprächsführung. So ist z.B. allein die erwähnte Frage der Begriffswahl für die ausgeübte Tätigkeit dermaßen emotional aufgeladen und mit Stigmatisierung, Herabwürdigung, aber auch Banalisierung von Erfahrungen verbunden, dass ein sensibler und empathischer Ansatz notwendig ist, der diese Erlebnisse in der Ansprache potenzieller Forschungsteilnehmer*innen und in den folgenden Gesprächen anerkennt.

Eine wiederkehrende Herausforderung lag für mich zudem in der Konfrontation mit homophoben, sexistischen, rassistischen und/oder antisemitischen Aussagen in Gesprächssituationen (vgl. Abschnitt 5.4), die bei mir aufgrund meiner politischen Überzeugungen durchaus starke emotionale Reaktionen auslösten. Auch an dieser Stelle erwies sich eine durch entsprechende Reflexion ermöglichte Distanzierung von meinen initialen Reaktionsimpulsen als hilfreich, um nicht sofort den Abbruch des Gesprächs herbeizuführen, sondern eine Gesprächsbasis zu wahren bzw. zu erzeugen, innerhalb derer eine kritische Diskussion dieser Aussagen möglich war. Dies gelang mir zwar nicht immer zu meiner Zufriedenheit, aber die Auseinandersetzung mit meinem Hadern mit bzw. in diesen Situationen trug schließlich zu der auch emotional-affektiven Anerkennung dessen bei, dass es sich bei den Forschungsteilnehmer*innen auch um vielschichtige Menschen handelte, die sich einer Einteilung entlang simplifizierender Opfer-Täter*innen-Dichotomien entziehen.

Themenzentrierte Interviews mit Verwaltungs- und Beratungsstellen

Die Perspektiven sexarbeitender Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern stehen im Zentrum dieser Arbeit. Dennoch war es gelegentlich sinnvoll, Perspektiven weiterer Akteur*innen dieses Feldes einzubeziehen, um sich formierende Hypothesen zu kontextualisieren bzw. weiterführende Informationen zu Fragen der Regulierung von Sexarbeit in Berlin einzuholen. So kontaktierte ich zu Beginn dieses Forschungsprojekts drei Beratungsstellen für sexarbeitende Personen sowie einige der Berliner Zentren für sexuelle Gesundheit, um einen ersten Ein- und Überblick über (damals) aktuelle Fragen und Problemstellungen zu bekommen sowie bestimmte Annahmen – wie z.B. über die starke Präsenz von Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern auf dem Straßenstrich im Kurfürstenkiez und im Nollendorfkiez – zu überprüfen. In der zweiten Hälfte der

Feldforschung nahm ich mit Beratungsstellen für Betroffene von Menschenhandel, lokalen Verwaltungsstellen wie z.B. den Gleichstellungsbeauftragten der Bezirke Tempelhof-Schöneberg und Mitte sowie dem Berliner Landeskriminalamt Kontakt auf, da sich die Sachlage und Verfolgung von Menschenhandel sowie die Verwaltung und Regulierung des Straßenstrichs im Kurfürstentum zu Themen entwickelt hatten, die eine multiperspektivische Betrachtung erforderten.²

Mit diesen Stellen führte ich informelle Gespräche oder themenzentrierte leitfadengestützte Interviews (vgl. Bernard 2011: 150, Flick 2012: 210f), wobei ich die Interviewleitfäden an die Zuständigkeits- und Tätigkeitsbereiche der entsprechenden Einrichtungen anpasste. Dabei erfasste ich Informationen über die Geschichte und Arbeitsweisen der Einrichtungen sowie über ihre aktuellen Erfahrungen mit Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern. Die meisten Interviews konnte ich persönlich durchführen, vereinzelt fanden die Interviews jedoch telefonisch oder schriftlich statt. Positionalitäten und Rollen waren dabei ebenso von Bedeutung, da meine Gesprächspartner*innen in diesen Fällen nicht als Privatpersonen, sondern als Vertreter*innen ihrer Einrichtungen interviewt wurden. Dabei begrenzten politische Positionierungen die Möglichkeiten des Sagbaren, was zwar nicht spezifisch für den Bereich Sexarbeit ist, aber im Umgang mit den aus diesen Interviews entstandenen Materialien berücksichtigt werden muss.

Mappings

Im Laufe der Feldforschung begann sich aus meiner Suche nach Zugängen zu Bordellen und ähnlichen Einrichtungen ein Mapping von Berliner Prostitutionsstätten zu entwickeln. Ausschlaggebend dafür war die Systematisierung meiner Recherchen nach Typ³ und Lage der Einrichtungen, die ich schließlich auch in eine (analoge) Karte von Berlin übertrug. Dadurch konnte ich mir einen Überblick über die Berliner Sexarbeitslandschaft erarbeiten, der als Ausgangspunkt für Vor-Ort-Recherchen und Kontaktaufnahmen im Rahmen von Rundgängen durch verschiedene Stadtteile diente, in denen viele Prostitutionsstätten existierten. Grundlage für diese Recherchen stellten dabei Internetportale für sexuelle Dienstleistungen und individuelle Webseiten von Bordellen o.Ä. dar, aber auch Erzählungen von Forschungsteilnehmer*innen, Medienberichte und Zeitungsannoncen. Es besteht bei dieser Recherche, bei der 237 Prostitutionsstätten und 62 in Berlin operierende Escort-Agenturen erfasst wurden, kein Anspruch auf Vollständigkeit, da nicht alle Prostitutionsstätten über eine gut recherchierbare Internetpräsenz oder Adresse verfügten, insbesondere, wenn es sich dabei um Orte handelte, an denen strafbare Praktiken wie z.B. Geschlechtsverkehr ohne Kondom offen angeboten wurden. Umgekehrt stellte sich bei meinen Rundgängen heraus, dass vereinzelt im Internet genannte Einrichtungen nicht mehr existierten bzw. inzwischen geschlossen waren. Viel-

2 Für eine vollständige Auflistung der interviewten Beratungs- und Verwaltungsstellen vgl. Anhang, Abschn. 10.2 und Abschn. 10.3.

3 D.h. eine Kategorisierung als Stripclub, Wohnungsbordell, SM-Studio, Saunaclub o.Ä. – wobei die Grenzen zwischen verschiedenen Kategorien mitunter fließend verliefen und nicht immer klar zu setzen waren.

mehr als ein abschließendes Bild repräsentiert dieses Mapping also einen fundierten, jedoch unvollständigen Überblick über die Berliner Sexarbeitslandschaft.

Abschluss und Auswertung der Feldforschung

Ähnlich wie der Einstieg muss auch der Ausstieg aus dem Feld, d.h. der Abschluss der Feldforschung, gezielt und bewusst gesetzt werden. Aufgrund der ethnographischen Herangehensweise war das Ende des Projekts nicht an vorab festgelegte Kriterien wie z.B. eine konkrete Anzahl von Interviews gebunden. Ausschlaggebend war die »theoretische Sättigung« (Vollstedt/Rezat 2019: 83) des Materials, d.h. der Punkt, an dem die im Laufe des Forschungsprojekts formulierten Hypothesen durch weitere Gespräche, Erfahrungen und Beobachtungen nicht mehr gänzlich erschüttert, sondern nur mehr in Details ergänzt werden konnten. Dieser Zustand stellte sich nach 14 Monaten Feldforschung im August 2018 ein. Retrospektiv betrachtet erwies sich der Sommer dieses Jahres auch insofern als sinnvoller Moment für einen Schlusstrich, da zu dieser Zeit die Umsetzung des ProstSchG in Berlin Fahrt aufnahm. Eine angemessene Berücksichtigung der damit einhergehenden Veränderungen hätte eine Fortsetzung der Feldforschung von mehreren Monaten bedeutet, die im finanziellen und zeitlichen Rahmen des Projekts nicht machbar gewesen wäre. Außerdem musste ich anerkennen, dass sich nach diesen 14 Monaten Feldforschung bei mir eine Art »emotionale Sättigung« eingestellt hatte und ich mich für eine Fortsetzung der Auseinandersetzung mit meinem Forschungsthema erst weiter distanzieren musste.

Es stellte sich also in zweierlei Hinsicht die Frage, wie vom »Ende« der Feldforschung, als alles aufgenommen, dokumentiert und transkribiert war, zum fertigen Produkt der Dissertation bzw. des Buchs (oder wissenschaftlichen Artikeln etc.) zu gelangen sei. Einerseits war die Herangehensweise an die Auswertung zu klären, andererseits musste ich aber auch die Verwobenheit meiner eigenen emotional-affektiven Erfahrungen mit dem Forschungsmaterial aufarbeiten. Die durchgängige Dokumentation dieser Auseinandersetzungen in den Emotionstagebüchern ermöglichte eine Langzeitperspektive über die Entwicklung und Veränderungen affektiver Dimensionen der Forschung, wodurch sich »epistemische Affekte« (Stodulka/Selim/Mattes 2018: 520) identifizieren und analysieren ließen. Der zumindest bewusste gedankliche Abstand vom Forschungsprozess und den daraus gewonnenen Materialien vor dem Beginn der Analyse trug wesentlich dazu bei, die emotionale Erschöpfung und durch regelmäßige Konfrontation mit komplexen Formen gesellschaftlicher Marginalisierung entstandene Frustration aufzuarbeiten und sich von damit zusammenhängenden vereinfachten Verständnissen von Opfer- und Täter*innenschaft zu lösen. Dieser Prozess musste in der Auswertung und Ausarbeitung des Materials weitergeführt werden, worin sich auch zeigt, dass »schnelle« Forschung zu Sexarbeit nicht notwendigerweise »besser« ist, da Raum für die notwendige Verarbeitung der Felderfahrungen Zeit in Anspruch nimmt.

In der erneuten Annäherung an das Material war ein sorgfältiges Balancieren zwischen Anerkennung und Abstraktion der durch die eigenen Felderfahrungen gewonnenen Erkenntnisse notwendig. Dabei erwies sich die Anwendung systematischer Auswertungsverfahren als hilfreich, wobei anzuerkennen ist, dass diese nicht eine »objektive« Interpretation des Materials ermöglichten – zumal die verschiedenen Aus-

wertungsschritte von derselben Person übernommen wurden – sondern vielmehr als Mittel einer systematischen, kritischen Reflexion der Forschungserfahrungen und der Hypothesenbildung verstanden werden müssen. Diese systematische Auswertung führte ich mithilfe des mehrstufigen Kodierungsverfahrens der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1999, Holton 2007) durch. Im ersten Schritt unterzog ich die Feldnotizen, Interviewtranskripte und Gesprächsprotokolle einem offenen Kodierungsverfahren (Holton 2007: 265f), d.h., dass einzelne Wörter oder Passagen – nach Möglichkeit *in vivo*⁴ – kodiert wurden. Daraus ergaben sich mehrere tausend kleinteilige Codes, die ich im nächsten Schritt begrifflich sortierte bzw. zusammenfasste, indem ich verwandte Codes für z.B. ein bestimmtes Körperteil zusammenführte. Daraufhin begann ich mit dem thematischen Kodieren (ebd.: 283f), bei dem Codes aufgrund inhaltlicher Kriterien verbunden und mit Memos über die Inhalte der Aussagen versehen wurden (vgl. Lempert 2007). Diesen Schritt wiederholte ich ein weiteres Mal, wodurch das Material schließlich in sechs große Themenbereiche wie z.B. »Leben in Berlin« mit entsprechenden analytischen Memos zum Inhalt der Codes strukturiert wurde.

Mithilfe dieses Vorgehens konnte ich einen schnell zugänglichen Überblick über das *gesamte* Material erarbeiten, wodurch ich Hypothesen überprüfen und verfeinern konnte. Dabei trat zwar keine grundlegende Veränderung der im Laufe der Feldforschung formierten Hypothesen ein, doch konnte ich einige relevante Aspekte dieser Hypothesen identifizieren, die im Laufe des Forschungsprozesses im Hintergrund geblieben waren. Für die weitere Bearbeitung der identifizierten Themenbereiche und Hypothesen erfolgte nach der Abstraktion durch das Kodierungsverfahren wieder eine Rückbindung in die jeweiligen Entstehungskontexte, indem ich zur Auswahl von Zitaten o.Ä. auch die jeweiligen Notizen und Tagebucheinträge sichtete. So fand der Auswertungsprozess in stetigem Wechsel zwischen Abstrahierung und Kontextualisierung statt, womit der Situiertheit des Materials Rechnung getragen werden, es aber auch über das eigene Erleben hinaus analysiert werden konnte.

Damit einhergehend stellt sich die Frage, wie bzw. welche Passagen aus dem umfangreichen ethnographischen Material für die Aufarbeitung dieser Arbeit ausgewählt wurden, da zwar das gesamte Material für die Theorienbildung berücksichtigt wurde, sich aber nicht *jede* Passage gleichermaßen zur Illustration der Hypothesen eignet (vgl. Morse 2007). Grundlegend für die Auswahl von Interviewpassagen, Beobachtungsnoteizen und Vignetten war ihr Bezug zu den Argumenten der einzelnen Kapitel und die Veranschaulichung der übergeordneten Analyse der Aushandlung von Körperlichkeiten. Dabei blieb allerdings gewisser Spielraum offen, da im Hinblick auf den Umfang der vorliegenden Arbeit nicht *alle* relevanten Situationen, Passagen und Erlebnisse Eingang in die folgenden Darstellungen finden konnten. Auch der Umgang mit diesem Spielraum ist kritisch zu reflektieren, da sich auch darin eine politisch relevante Dimension verbirgt; nämlich in der Frage, welchen Erfahrungen in wissenschaftlichen Arbeiten Raum gegeben wird und welche Implikationen dies für wissenschaftlich fundierte Debatten um Sexarbeit hat. Dementsprechend berücksichtigte ich bei der Auswahl von Zitaten und Vignetten v.a. Herkunftsländer, Geschlecht und Erfahrungswerte der Teilneh-

4 Dabei erfolgt die Benennung der Codes nach im Material aufscheinenden Begriffen, es findet also keine begriffliche Abstraktion durch die Forschenden bzw. Auswertenden statt.

mer*innen, d.h. die Auswahl wurde derart getroffen, dass in dieser Arbeit Aussagen von cis und trans Frauen wie cis Männern wiedergegeben werden, Personen aus verschiedenen Ländern Raum gegeben wird und schließlich Erfahrungen nicht nur aus verschiedenen Arbeitsfeldern, sondern auch mit unterschiedlichen subjektiven Bewertungen (also ›gute‹ wie ›schlechte‹ Erfahrungen) Eingang in die schriftliche Repräsentation der Forschung finden.

2.3 ›Vulnerable Gruppen‹ und die vielen Seiten forschungsethischer Fragen

Die Verflechtungen von Sexarbeitsforschung mit gesellschaftlichen und politischen Debatten bedingen komplexe Machtverhältnisse zwischen Forschenden und sexarbeitenden Forschungsteilnehmer*innen im Feld. Dies wirft Fragen zur Umsetzbarkeit ethnographischer Sexarbeitsforschung unter dem Aspekt der Forschungsethik auf. Während die Prüfung von Forschungsvorhaben durch Ethikkommissionen bereits seit einigen Jahrzehnten Standard in den Naturwissenschaften ist, haben sich ethische Forschungsstandards in den Sozialwissenschaften erst langsam etabliert. Inzwischen existieren für die Sozial- und Kulturanthropologie mehrere Leitfäden wissenschaftlicher Fachgesellschaften (vgl. AAA 2012, ASA 2011, Hahn/Hornbacher/Schönhuth 2009).⁵ Insbesondere im anglophonen Raum müssen auch sozial- und kulturanthropologische Projekte einen Genehmigungsprozess durch Ethikkommissionen oder Internal Review Boards vollziehen (Dilger 2017: 195f).

Dementsprechend überrascht waren britische oder US-amerikanische Kolleg*innen, wenn ich ihnen erklärte, dass ich für mein Dissertationsprojekt keinen derartigen Prozess durchlaufen musste, da verpflichtende Ethikbegutachtungen für Sozialwissenschaften in Deutschland zum Zeitpunkt der Forschung nicht existierten. Das Erstaunen darüber war jedoch auch mit Neid vermischt, denn das Durchlaufen von Ethikbegutachtungsverfahren hatte nicht nur positive Konsequenzen für die Sexarbeitsforschung, insbesondere solche mit ethnographischer Herangehensweise (vgl. Sanders 2006). Die Kritik von Sexarbeitsforschenden stimmt dabei teilweise mit der themenunabhängigen Kritik aus der Sozial- und Kulturanthropologie an diesen Verfahren überein (vgl. Dilger 2017), die in einer starren Standardisierung ethischer Richtlinien eine Behinderung von ethnographischer Forschung identifiziert, die flexibel den konkreten Bedingungen im Feld angepasst werden muss (vgl. von Unger/Dilger/Schönhuth 2016, von Unger/Simon 2016: 9ff).

5 Seit dem Abschluss der Feldforschung für die vorliegende Arbeit im Jahr 2018 hat die Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) ergänzend zur »Frankfurter Erklärung« (Hahn/Hornbacher/Schönhuth 2009) Richtlinien und Prozedere für eine fachinterne Ethikbegutachtung durch Betreuer*innen oder Peers entwickelt (DGSKA 2019a, 2019b). Ebenso wurden die Ethikrichtlinien der Association of Social Anthropologists im Jahr 2021 aktualisiert und überarbeitet (ASA 2021).

Diese Flexibilität war in Deutschland durch die damalige Abwesenheit von Ethikkommissionen für Sozialwissenschaften⁶ gegeben, was die Auseinandersetzung mit ethischen Fragen zu einer Angelegenheit machte, die stark von den universitären bzw. institutionellen Umfeldern abhing, in denen Studierende und Forschende ausgebildet wurden. Dass dabei forschungsethischen Fragen nicht immer ausreichend Aufmerksamkeit geschenkt wurde, merkte ich regelmäßig im Feld, wenn sexarbeitende Personen über Erfahrungen mit Forschenden berichteten und einen unangemessenen Umgang beklagten. Denn Sexarbeitsforschung benötigt neben einem flexiblen auch einen besonders aufmerksamen Umgang mit forschungsethischen Fragen, da Forschende es ggf. mit einer Gruppe zu tun haben, die hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Marginalisierung wie auch im Hinblick auf Gefahrenpotenziale durch Forschungsteilnahmen als »vulnerabel« eingestuft werden kann. Dieser Umstand bzw. eine Beurteilung des Feldes als »risikobeladen« wird allerdings auch als Begründung für besonders rigide Ethikrichtlinien herangezogen, die mitunter Forschung behindern, die durchaus gemäß forschungsethischer Standards durchgeführt werden könnte. Sanders (2006) macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass sich in der ethischen Begutachtung von Forschungsprojekten zu Sexarbeit auch moralische Urteile niederschlagen und Ethikbegutachtungsverfahren somit zu einem Mittel werden, Forschung zu unterbinden, die nicht die im jeweiligen Kontext gängigen Interpretationen von Sexarbeit bestätigt. Wie rigide Ethikrichtlinien auch diesen Forschungsprozess behindern hätten können und wie Forschungsethik als immer wiederkehrende Verhandlung im Feld praktiziert werden kann, zeige ich in Folge am Beispiel der Reibungspunkte zwischen Theorie und Praxis ethischer Überlegungen zu Transparenz, Anonymität und Einverständniserklärungen.

Transparenz und Gatekeeping

Eine zentrale Grundlage ethischer Richtlinien – neben der Schadensvermeidung (AAA 2012) – ist der Anspruch, Forschung für alle Beteiligten transparent zu gestalten (ebd.). In der Sozial- und Kulturanthropologie wird zwar die Möglichkeit eingeräumt, dass in gut begründeten Fällen davon abgesehen werden kann (DGSKA 2019a: 5), in Anbetracht des bereits belasteten Verhältnisses zwischen Forschung und Sexarbeit war es für mich jedoch ein Grundsatz, diese Forschung so transparent wie möglich durchzuführen. Dies war in der Theorie allerdings einfacher als in der Praxis, da z. B. beim Forschen an öffentlichen Orten wie dem Straßenstrich eine Transparenz allen Akteur*innen gegenüber forschungspraktisch nicht umsetzbar war, da dafür z. B. auch alle vorbeigehenden Passant*innen hätten angesprochen werden müssen.

Daraus ergibt sich ein nicht eindeutig auflösbares Dilemma, dem ich in meiner Forschung mit einer Prioritätensetzung in Fragen der Transparenz begegnete. Da mein For-

6 Dieser Zustand hat sich seit der Durchführung der Feldforschung verändert. An der Freien Universität Berlin gibt es seit 2019 einen zentralen Ethikausschuss, der – auf freiwilliger Basis bzw. wenn von Dritten gefordert – (u. a.) sozialwissenschaftliche Forschungsprojekte hinsichtlich forschungsethischer Fragen begutachtet. Über eine ähnlich funktionierende Ethikkommission verfügt z. B. auch die Sozialwissenschaftliche Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München.

schungsinteresse vornehmlich den an diesen Orten der Sexarbeit nachgehenden Personen galt, sollten diese unter allen Umständen über die Hintergründe meiner Anwesenheit informiert sein. Die Deklaration meiner Forschungsabsichten anderen Akteur*innen gegenüber, die nicht selbst in der Sexarbeit tätig waren, gestaltete sich kontextabhängig. Im Rahmen der Beobachtungen, insbesondere auf der Kurfürstenstraße, sprach sich meine Rolle als Forscherin im Laufe der Zeit herum, bzw. wurde gelegentlich auch direkt nach dem Grund meiner regelmäßigen Anwesenheit gefragt. Dieselbe Priorisierung verfolgte ich bei Beobachtungen in Bars und Clubs, die ich als Gast betrat und wo ich (potenzielle) Teilnehmer*innen direkt über den Zweck meiner Anwesenheit aufklärte, sofern sich Gespräche ergaben. Vorab bei Betreiber*innen anzufragen, hätte unter Umständen andere Kontaktmöglichkeiten ergeben. Von dieser Vorgehensweise wurde mir allerdings von zwei Sexarbeiter*innen abgeraten mit dem Hinweis, dass nicht sicherzustellen sei, ob Betreiber*innen diese Entscheidungen im Sinne der dort tätigen Personen treffen würden. Diese Problematik zeigte sich auch in der Antwort einer Escort-Agentur auf meine Anfrage, in der sie mir anbot, eine Frau »vorbeizuschicken«, wenn sich aus dem Interview eine angemessene Werbemöglichkeit für die Agentur ergeben würde. Auch wenn es sich in manchen Situationen, z. B. beim Aufsuchen von Bordellen, nicht vermeiden ließ, über Drittpersonen Zugang zu Sexarbeiter*innen zu ersuchen, richtete ich mein Vorgehen dennoch danach aus, so weit wie möglich Personen direkt anzusprechen.

In ähnlicher Weise stellte sich die Frage nach den Interessen der Anlauf- und Beratungsstellen, die in der Sexarbeitsforschung häufig als Zugangsmöglichkeit genutzt werden, dabei aber genauso wenig als neutrale Akteur*innen betrachtet werden können (vgl. Sinha 2017). Eine eingehende Auseinandersetzung mit dieser Problematik erübrigte sich im Rahmen dieser Forschung allerdings dadurch, dass die in den ersten Phasen der Forschung kontaktierten Stellen zwar zu Interviews und Gesprächen bereit waren, eine weitere Zusammenarbeit aber ablehnten. Begründet wurde dies dadurch, dass meine Anwesenheit das Vertrauensverhältnis zwischen Berater*innen und ihren Klient*innen stören könnte. Ebenso wurde ich in einem Fall darauf hingewiesen, dass negative Erfahrungen mit Forschenden insbesondere hinsichtlich der transparenten Darstellung ihrer Absichten gemacht wurden, worin sich die weitläufigen Konsequenzen ethisch fragwürdiger Forschungspraxis zeigen. Da umgekehrt ein Zugang über Beratungsstellen auch zu einer Einschränkung der Forschungsgruppe auf deren Klientel geführt hätte, verfolgte ich die Möglichkeit einer Kooperation nach einer initialen Ablehnung auch nicht weiter. Die einzige Ausnahme stellte mein Kontakt zum Peer-Projekt *trans*sexworks* dar, dessen Dinner für trans Sexarbeiter*innen ich mehrmals aufsuchen durfte und darüber Kontakte zu einigen trans Frauen auf dem Straßenstrich vermittelt bekam.

»Danke, dass du mitgedacht hast« - Anonymität und Einverständniserklärungen

Die Frage der Transparenz ist eng mit Fragen des informierten Einverständnisses zur Forschungsteilnahme verbunden, da dieses ohne Informationen über Forschungsinteressen und -absichten nicht gegeben werden kann. Um ein solches Einverständnis zu dokumentieren wird in Ethikrichtlinien häufig die Nutzung schriftlicher Einverständniserklärungen empfohlen. Die Anwendung *schriftlicher* Einverständniserklärungen gestaltet

sich im Bereich der Sexarbeitsforschung jedoch schwierig für die Kontaktaufnahme mit einigen (potenziellen) Teilnehmer*innen, wie z. B. in der folgenden Situation deutlich wurde:

Kasia und ich hatten uns im Sommer 2018 in einem Park zusammengefunden, sie mit Kinderwagen, Hund und Picknickdecke ausgestattet, ich mit Notizblock und Aufnahmegerät. Nachdem wir uns auf einem abgelegenen Platz hinter ein paar Bäumen eingerichtet hatten, begann ich »wie üblich« noch einmal den Verlauf und die Zielsetzungen des kommenden Interviews zu erklären sowie Kasias Recht, das Gespräch jederzeit abubrechen, Fragen nicht zu beantworten und auch nachträglich ihr Einverständnis zurückzuziehen. Kasia wirkte etwas gelangweilt von meinem kleinen Monolog, nickte abwesend und meinte zwischendurch: »Das ist mir schon klar, wir können ruhig schon anfangen.« Nachdem ich meine mündliche Einverständniserklärung dennoch zu Ende sprach und danach meinte, dass wir jetzt endlich loslegen könnten, fragte sie: »Muss ich dir jetzt was unterschreiben?« »Nein«, antwortete ich, »wir machen das alles mündlich, damit mir niemand irgendwo eine Unterschrift mit dem echten Namen geben muss.« »Danke«, erwiderte Kasia, »endlich hat jemand mitgedacht.«

Hier zeigte sich, dass eine eindeutige und nachvollziehbare Dokumentation des gegebenen Einverständnisses im Konflikt mit Anonymitätswünschen steht, die bei den Teilnehmer*innen dieses Projekts sehr ausgeprägt waren. So fanden einige Gespräche unter der Bedingung statt, dass ich die Klarnamen meiner Gesprächspartner*innen grundsätzlich nicht erfuhr. Auch wenn sich Einverständniserklärungen auch mit Pseudonym unterschreiben ließen, war es für einige der Akt der schriftlichen Dokumentation an sich, der abschreckend wirkte. Insgesamt erschien der Einsatz schriftlicher Einverständniserklärungen dementsprechend hinderlich für die Durchführung des Projekts, weswegen ich Fragen zum und die Einholung des Einverständnisses mündlich regelte.

Wenngleich das Beharren auf schriftlichen Einverständniserklärungen also als Hinderungsgrund für die Teilnahme an derartigen Forschungsprojekten verstanden werden konnte, begrüßen manche Sexarbeiter*innen eine derartige Deklaration aber durchaus bzw. wollen auch bewusst mit ihrem Künstler*innen- oder Klarnamen erwähnt werden. Wie eine Teilnehmerin meiner Masterforschung anmerkte, bleiben durch Anonymisierung oder Pseudonymisierung genau diejenigen unsichtbar, die im Zentrum wissenschaftlicher Arbeiten zu Sexarbeit stehen und auf deren Wissen und Erfahrungen diese Arbeiten hauptsächlich aufbauen, was wiederum Fragen zur Anerkennung der Wissensbestände von sexarbeitenden Personen aufwirft (Probst 2015: 41f). Dahingehend können auch Konflikte zwischen universitären Auflagen zur Forschung mit »vulnerablen Gruppen« und den Wünschen der Forschungsteilnehmer*innen entstehen, wie Huschke und Vearey (2017) anhand der Erfahrung aufzeigen, dass Teilnehmende ihres Forschungsprojekts zu Sexarbeit in Soweto (Südafrika) trotz des Wunsches einer namentlichen Erwähnung anonym bleiben mussten, da die Anonymität der Teilnehmenden durch die das Projekt beurteilende Ethikkommission vorgeschrieben wurde (ebd.: 94). Insofern muss in Feldern wie Sexarbeit, in denen Anonymität eine wichtige Rolle einnimmt, Raum für Differenzierungen im Feld offengelassen werden, um Teilnehmende ihren Bedürfnissen entsprechend einzubinden. So formulierte ich die Möglichkeit einer anonymen Teilnah-

me an diesem Projekt lediglich als Angebot an die potenziellen Teilnehmer*innen, das jedoch von allen angenommen wurde.

Neben diesen eher praktischen Überlegungen zu Anonymität und Einverständnis, gab es auch inhaltliche und theoretische Fragen in Bezug auf Einverständniserklärungen zu bedenken. So hatten einige Forschungsteilnehmer*innen wenig Zugang zu formalen Bildungssystemen bzw. dem universitären Hochschulsystem erfahren und dementsprechend nur vage Vorstellungen davon, was die Teilnahme an einem Forschungsprojekt bedeutet. Auch dahingehend war die Wahl mündlicher Einverständniserklärungen ein Vorteil, da die Darstellung meines Projektes an die Bedürfnisse meines jeweiligen Gegenübers angepasst werden konnte.

Dieser Umstand zeigt auch die inhaltlichen Grenzen von Einverständniserklärungen auf, was z.B. O'Connell Davidson (2008) zu der Frage führt, inwiefern Personen grundsätzlich ihrer Objektivierung durch Forschung zustimmen können. Am Beispiel einer langjährigen Forschungsbeziehung und deren jähen Endes macht O'Connell Davidson darauf aufmerksam, dass sich die Einstellungen und Lebenswelten von Personen im Laufe der Zeit verändern, während die im Rahmen eines Forschungsprojekts erzeugten Momentaufnahmen durch wissenschaftliche Publikationen festgeschrieben und nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Da aber im Moment der Forschungsbegegnung zukünftige Veränderungen allen Beteiligten unbekannt sind, stellt sich zu Recht die Frage, inwiefern ein Einverständnis überhaupt möglich ist (ebd.). Das betrifft Menschen in der Sexarbeit besonders, wenn sie möglicherweise irgendwann einmal diese Tätigkeit beenden und danach nicht mehr mit ihr assoziiert werden möchten (ebd.: 60).

Auch dieses Dilemma lässt sich nicht eindeutig auflösen, sofern nicht grundsätzlich von der Forschung abgesehen werden soll. Ein Weg, diesen Gedanken zumindest teilweise Rechnung zu tragen, ist allerdings, das Einverständnis zur Forschungsteilnahme nicht mit der Unterschrift auf einer Einverständniserklärung als erledigt zu betrachten, sondern Einverständnis vielmehr als prozessuale Forschungsbeziehung zu verstehen (ebd.: 63), der allerdings durch Publikationen auch gewisse Grenzen gesetzt sind. So gab ich Forschungsteilnehmer*innen die Möglichkeit, meine Notizen und Transkripte unserer Gespräche und Interviews einzusehen und ihrer Nutzung explizit zuzustimmen bzw. bei Bedarf Informationen daraus zu streichen. Ebenso erhielten alle Teilnehmer*innen meine Kontaktdaten, um jederzeit ihren Rücktritt aus dem Projekt angeben zu können. Wie in sozial- und kulturanthropologischer Forschung üblich, entwickelten sich im Laufe der Feldforschung Beziehungen zu einigen Teilnehmer*innen, die das Ende der Feldforschung überdauerten und mir die Möglichkeit gaben, in Zweifelsfällen Rückfragen zu stellen. Mit einigen Personen ging der Kontakt allerdings auch verloren, was derartige Auseinandersetzungen unmöglich machte.

Auch deswegen war es wichtig, die Anonymität der Teilnehmer*innen zu wahren, um das Erkennen bestimmter Personen zu vermeiden, die später vielleicht nicht mehr mit ihrer Tätigkeit in der Sexarbeit assoziiert werden möchten. Dabei ergibt sich für ethnographische Forschungen ein besonderes Dilemma, da z.B. in diesem Fall Personen zwar anonym, d.h. ohne Angabe ihres Klarnamens, teilnehmen konnten, die Notizen und Transkripte der Feldbegegnungen in der Weiterverarbeitung allerdings nicht anonymisiert, sondern nur pseudonymisiert wurden, da die Zu- und Einordnung von Aussagen und Beobachtungen in bestimmte Kontexte und Lebensrealitäten eine epis-

temologische Grundlage dieser Herangehensweise ist. Dabei sind zwar einerseits jegliche in Folge dargestellten Erkenntnisse und Aussagen als zeitlich, räumlich und in spezifischen Lebenskontexten situiert zu begreifen, womit die Möglichkeit einer anderen Interpretation der Lebensumstände zu einem späteren Zeitpunkt durchaus anerkannt wird. Andererseits wird es dadurch notwendig, Details über die entsprechenden Personen einzubinden, die eine Zuordnung der Pseudonyme zu realen Personen möglich machen könnten. Dementsprechend ist auch hier die Frage des Umgangs mit Forschungsmaterialien nach Ende der Feldforschung sorgfältig zu reflektieren und nach Möglichkeit ein weiterer Austausch mit Teilnehmer*innen über den Umgang mit ihren Aussagen und Perspektiven anzustreben. Gerade in den Fällen, in denen der Kontakt über den Forschungszeitraum hinaus nicht aufrechterhalten werden konnte, kam der Pseudonymisierung besondere Bedeutung zu, was sich in diesem Buch z.B. dadurch ausdrückt, dass ich weithin von einer detaillierten Beschreibung des Aussehens der Teilnehmer*innen absehe, um Zuordnungsmöglichkeiten zu vermeiden. Ebenso erfolgen die Beschreibungen von Bordellen, Clubs o.Ä. ohne genauere Details zu ihrer Lage und Umgebung⁷.

Zusammenfassend zeigt sich in diesen Beispielen die Komplexität forschungsethischer Fragen im Kontext ethnographischer Forschung, für die es nicht immer eindeutige Lösungen gibt und deren Aushandlung sich als kontinuierlicher Prozess gestaltet. Die Gefahrenpotenziale, die sich für Menschen in der Sexarbeit durch die Teilnahme an Forschungsprojekten ergeben, z.B. ein ungewolltes Outing, erfordern besondere Sensibilität für diese Fragen vonseiten der Forschenden in allen Phasen eines Forschungsprojekts. Gleichzeitig darf eine derartige Betonung forschungsethischer Fragen nicht zugunsten einer Homogenisierung von Forschungsgruppen erfolgen, da die Wünsche, Bedürfnisse und Möglichkeiten einzelner Forschungsteilnehmer*innen variieren können. Insofern zeigt sich auch im Kontext der sozial- und kulturanthropologischen Sexarbeitsforschung die Notwendigkeit für einen dynamischen und differenzierten Umgang mit forschungsethischen Fragen, dem inzwischen über die Etablierung fachinterner Ethikleitlinien Rechnung getragen wurde (DGSKA 2019b).

2.4 Gescheiterter Aktivismus und die (Un-)Möglichkeiten reziproker Forschung

»[O]ur failures are as much a part of the process of knowledge constitution as are our oft-heralded ›successes.«
(Visweswaran 1994: 99)

Gerade im Umgang mit marginalisierten Gruppen bzw. in der Konfrontation mit Ausbeutung, Diskriminierung und verschiedenen Formen von Gewalt oder Macht-

7 Ausnahmen stellen dahingehend die Kurfürstenstraße und der Nollendorfkiez dar (wobei auch die dortigen Bars in der Arbeit nicht namentlich erwähnt werden), da die beiden Areale derart »stadtbekannt« sind, dass sich auch durch eine Pseudonymisierung der Kieze eine Zuordnung nicht vermeiden ließe.

missbrauch stellt sich die Frage, ob oder wie (besonders ethnographisch) Forschende intervenieren und sich für die Belange der jeweiligen Forschungsgruppe(n) einsetzen können oder sollen. Diese Frage beschäftigt Sozial- und Kulturanthropolog*innen bereits seit Längerem, da sie ihrerseits Fragen zu Relativismus, Reziprozität und moralischen Bewertungen im Forschungsalltag aufwirft (vgl. Dilger/Huschke/Mattes 2015). Aus diesen fachinternen Debatten haben sich verschiedene Strömungen wie z.B. die *engaged*, *activist* oder *public anthropology* entwickelt (vgl. Huschke 2013, 2015), die auch meine Herangehensweisen an anthropologische Forschung maßgeblich prägen. Für ein aktivistisches Engagement und Reziprozität in der Forschung gibt es kein eindeutiges oder einheitliches Rezept, da Möglichkeiten des Engagements von den Bedingungen und Diskursen des Feldes (und zum Teil darüber hinaus) geprägt werden. Ich scheiterte oftmals an dem Anspruch, derartige Möglichkeiten im Rahmen meiner Forschung zu finden. Dieses Scheitern führte jedoch zu der Erkenntnis, dass die Debatten um aktivistische Forschungspraxis auch einige Leerstellen dahingehend aufweisen, wer wie in Forschungsprozesse eingebunden werden kann. Diese werden im Feld der Sexarbeit besonders deutlich, liegen aber eigentlich in der Gestaltung von Wissenschaft und Forschung – und damit zusammenhängenden Barrieren – begründet.

Grundlegend tritt im Feld der Sexarbeit die Frage, *welche* moralische Verpflichtungen sich aus den Umständen im Feld ergeben, besonders polarisiert zutage. Denn unter Umständen ist das Forschungsinteresse schon aus dem Wunsch gespeist, zu einer Veränderung der Situation von Menschen in der Sexarbeit beizutragen. Das trifft zu einem gewissen Grad auch auf dieses Forschungsprojekt zu, das in Anregung durch die stereotype Darstellung ›osteuropäischer Prostituiertes‹ entstand und einen Beitrag zu einer differenzierten Debatte über die Lebenssituationen dieser Menschen beitragen will. Die Umsetzung derartiger Ambitionen muss allerdings im Austausch mit Akteur*innen des Feldes erfolgen, da die moralpolitische Belastung des Themas dazu beiträgt, dass über die Köpfe der Betroffenen hinweg eine Rettung derjenigen angestrebt wird, die gar nicht gerettet werden wollen, was auch einige meiner Kontakte im Feld beklagten. Diese Kritik ›aus dem Feld‹ zeigt deutliche Überschneidungen mit fachinternen Debatten über die Motivationen und Absichten einer aktivistisch engagierten Sozial- und Kulturanthropologie. So wirft z.B. Stoczkowski (2008) die Frage auf, inwiefern ein moralisch motiviertes Engagement für marginalisierte und vulnerable Gruppen und die daraus entspringende Kulturkritik nicht vielmehr einen Versuch einer »moral purification of the West« (ebd.: 348) darstellen als ein tatsächliches Rütteln oder Aufbrechen zugrundeliegender Ungleichheitsverhältnisse. Schließlich kann ein derartiges Engagement als Ausdruck eines *White Savior complex* (Straubhaar 2015: 383ff) auch zur (Re-)Produktion dieser Ungleichverhältnisse beitragen, wenn die Definitionsmacht über die (vermuteten) Bedürfnisse der Forschungsgruppe von weißen, westlichen und v.a. außenstehenden Forschenden beansprucht wird.

Damit verbunden stellt sich zudem die Frage, *mit wem* Forschende zusammenarbeiten können oder wollen. Durch die Heterogenität der Menschen in der Sexarbeit ergeben sich auch aus Betroffenenperspektive unterschiedliche Interessen und Vorstellungen in Bezug auf die Verbesserung der Lage von Sexarbeiter*innen. Über die Jahre hinweg lerne ich bei Veranstaltungen, Demonstrationen und Workshops einige Aktivist*innen kennen, die sich aus eigener Erfahrung für die Belange von Sexarbeiter*innen engagierten.

Manche von ihnen waren auch in der Wissenschaft tätig, andere standen ihr eher kritisch gegenüber. Im Sinne einer guten Zitationspraxis muss an dieser Stelle gesagt werden, dass viele der kritischen Überlegungen zu sozial- und kulturanthropologischer Sexarbeitsforschung, die in dieses Kapitel und meine Forschungspraxis Eingang fanden, auf den Austausch mit diesen Aktivist*innen zurückgehen, sie aus Gründen der Anonymität an dieser Stelle jedoch namenlos bleiben. In diesem Austausch wurde mir auch das Ausmaß von Rollenkonflikten bewusst, denen sich Forschende in diesem Bereich stellen müssen. Denn wie vielleicht nicht jeglicher politische Anspruch hinter sich gelassen werden kann, so lässt sich auch die Rolle der Forscher*in nicht gänzlich abschütteln. Dies benennen v.a. Sexarbeitsaktivist*innen selbst deutlich: »Research is not activism«, schreibt Pritchard (zitiert in: Agustín 2015), und kritisiert darin eine Homogenisierung von Sexarbeiter*innen vonseiten mancher Forschender, die Forschungsvorhaben oder -erkenntnisse zugunsten politischer Forderungen vereinfachen und damit Handlungsfähigkeiten und Resilienzen von Menschen in der Sexarbeit verkürzt darstellen (ebd.).

Verstärkt wird diese Problematik durch die starke Polarisierung und Skandalisierung des Diskurses, die auf politischer Ebene wenig Platz für Nuancen und Komplexitäten lässt, um die die sozial- und kulturanthropologische Forschung hingegen bemüht ist (oder sein sollte). Eine Offenheit für verschiedene Positionen und Perspektiven zu bewahren und v.a. die unterschiedlichen Erfahrungen der Forschungsteilnehmer*innen zu respektieren, erzeugte mehrfach Konflikte in der (potenziellen) Zusammenarbeit mit Aktivist*innen, wenn diese an die Vertretung bestimmter Positionen wie z.B. einer strikten Trennung zwischen ›freiwilliger Sexarbeit‹ und ›Zwangsprostitution‹ gebunden wurde, die ich im Hinblick auf die Erfahrungen der Forschungsteilnehmer*innen nicht eindeutig vertreten konnte.

Für die (Re-)orientierung meiner aktivistischen Ambitionen war schließlich die Unterteilung in diskursives und praktisches Engagement (Huschke 2015: 55f) hilfreich. So sah ich die Möglichkeit, mich als Wissenschaftlerin in den Diskurs einzubringen und durch die Bereitschaft für Interviews, Vorträge o.Ä. und die Organisation von Veranstaltungen die Grenzen des wissenschaftlichen Elfenbeinturms zu überwinden. Dabei konnte ich mehrmals bestehende Kontakte nutzen, um dieses öffentliche Engagement im Austausch bzw. in direktem Gespräch mit Sexarbeitenden umzusetzen und dabei ihren Perspektiven Raum zu geben. Auch das erwies sich im Feld der Sexarbeit als einfacher gesagt als getan, da dabei weiterhin Probleme der Anonymisierung und das Potenzial respektloser Reaktionen aus dem Publikum mitbedacht werden mussten. Um die Idee eines praktischen Engagements nicht vollkommen aufzugeben, es aber an den Bedürfnissen der Forschungsteilnehmer*innen direkt auszurichten, bot ich ihnen Unterstützung bei Behördengängen, bürokratischem Schriftverkehr und Ähnlichem an. Dahingehend aktiv wurde ich jedoch nur nach expliziter Aufforderung bzw. Anfrage der Teilnehmer*innen.

Darf Geld eine Rolle spielen? Zum Einsatz von Aufwandsentschädigungen

In der Auseinandersetzung mit diesen Fragen entschloss ich mich u.a. dazu, für die Teilnahme an Interviews eine finanzielle Aufwandsentschädigung im Umfang von 20 Euro anzubieten. Der Einsatz von Aufwandsentschädigungen fühlte sich allerdings auch wie

ein Scheitern an, da die Anwendung derartiger Mittel in der Sozial- und Kulturanthropologie mitunter umstritten ist bzw. war⁸ (vgl. Cajas/Pérez 2017, Srivastava 1992). Dies ist durchaus begründet, da Geld kein universales oder allgemeingültiges Mittel der Entschädigung ist, sondern abhängig von den jeweiligen soziokulturellen Kontexten unterschiedliche Aufladungen erfährt, die den Einsatz finanzieller Aufwandsentschädigungen ethisch fragwürdig oder unmöglich machen (Srivastava 1992: : 16ff). Zudem arbeitet ethnographische Forschung nur bedingt mit zeitlich festgesetzten ›Forschungseinheiten‹ wie z.B. Interviews, für die eine Entschädigung klar und transparent geregelt werden kann. Und schließlich sind dahingehend Machtverhältnisse und ökonomische Ungleichheiten zu bedenken, insbesondere wenn Forschende mit umfassender Finanzierung (v.a. aus westlichen Ländern) in ökonomisch schwachen Regionen forschen und mit Aufwandsentschädigungen finanzielle Standards setzen, die für lokale Forschende nicht erreichbar sind, worin Das und Parry (1983) die Gefahr der Fortführung kolonialer Strukturen der Wissensproduktion erkennen (ebd.).

Wie einige Autor*innen aufzeigen (vgl. Cajas/Pérez 2017, Hammett/Sporton 2012, Srivastava 1992), lässt sich aus dieser Kritik an Aufwandsentschädigungen allerdings keine pauschale Ablehnung rechtfertigen. Vielmehr ergibt sich daraus die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion über die potenziellen situationsbedingten (Un-)Angemessenheiten. So ging meiner Entscheidung für finanzielle Aufwandsentschädigungen ein längerer Reflexionsprozess voraus, der v.a. durch die Auseinandersetzung mit den Forderungen und Argumenten von Aktivist*innen für Aufwandsentschädigungen geprägt war. Bereits im Laufe meiner Masterforschung wurde ich von Beratungsstellen und Aktivist*innen darauf hingewiesen, dass die Teilnahme an Interviews für Menschen in der Sexarbeit Arbeits- und damit auch Einkommensausfall bedeuten kann, zumal unter Umständen auch eine Kinderbetreuung o.Ä. arrangiert und finanziert werden muss. Daraus lässt sich im Hinblick auf die forschungsethische Grundlage, dass Personen kein Schaden aus der Teilnahme an Forschung entstehen soll, ein Argument für Aufwandsentschädigungen ableiten.

Neben diesem pragmatischen Umstand wird von einigen Sexarbeiter*innen aber auch auf einer abstrakten Ebene kritisiert, dass sie aus der Teilnahme an Interviews keinen Nutzen ziehen, während Studierende und Forschende mit dem daraus gewonnenen Wissen soziales Kapital und Karrieren aufbauen. Forschungsinteraktionen als Kapitaltransaktionen zu begreifen, widerspricht zwar einem Verständnis von Wissenschaft und Forschung als grundlegend altruistisches Unterfangen *for the common good*, zeigt aber auch auf, dass es sich dabei um eine Idealvorstellung handelt, die in einer von ungleichen Machtverhältnissen und neoliberal-kapitalistischen Strukturen geprägten Realität nicht erreicht werden kann (Cajas/Pérez 2017: 151). Auch wenn der Anspruch der Unabhängigkeit von Wissenschaft und Forschung trotzdem bzw. deswegen weiterhin zu wahren ist, ist gerade in sozialwissenschaftlicher Forschung dennoch ein Bewusstsein dafür notwendig, dass insbesondere marginalisierte Personen(-gruppen) es sich wortwörtlich nicht immer leisten können, für Forschungsprojekte zur Verfügung zu stehen und sie daher derartige Kosten-Nutzen-Rechnungen zu Forschungsteilnahmen

8 Diese Debatte ist bzw. scheint mir inzwischen jedoch in Veränderung begriffen.

anstellen. Diesem Umstand wird in der Sozial- und Kulturanthropologie mit Überlegungen zur Reziprozität von Forschungsprojekten teilweise Rechnung getragen; wie die Erfahrungen mit Sexarbeiter*innen zeigen, sollte Geld jedoch dabei als Form der Reziprozität nicht ausgeschlossen werden.

Denn es ist ebenfalls zu bedenken, dass Geld bzw. Überlegungen und Abwägungen, Zeit gegen Geld zu tauschen, im Feld der Sexarbeit einen zentralen Stellenwert einnehmen. Der Einsatz finanzieller Aufwandsentschädigungen kann dementsprechend auch als Weg verstanden werden, sich in das Feld zu involvieren und nicht nur Zugänge, sondern auch Erkenntnisse über Feldlogiken und -prozesse zu gewinnen. So führte das Angebot von Aufwandsentschädigungen manchmal zu Verhandlungen darüber, wie viel Zeit sich Personen für die angebotene Summe nehmen würden, bzw. wurde mir in einem Fall mitgeteilt, dass 20 Euro eine lächerliche Summe sei, für die es nicht einmal einen ›Handjob‹ geben würde. Darin drückte sich gleichzeitig eine ethisch-moralische Frage dieser finanziellen Involvierung in Feldpraktiken aus, nämlich inwiefern sich Forschende zu einer Art ›Kund*innen‹ machen, die für Zeit und – in diesem Fall – Informationen über das Leben von Sexarbeiter*innen bezahlen (Sinha 2017: 899). Dementsprechend muss mit dem Einsatz von Aufwandsentschädigungen, obwohl einige Argumente im Bereich der Sexarbeit dafür sprechen, auch kritisch umgegangen und gewährleistet werden, dass alle Beteiligten die Aufwandsentschädigung auch als solche verstehen und ihr Einsatz nicht als ›Abkaufen‹ von Informationen praktiziert wird.

2.5 Wissen und Macht: Schwierige Zugänge zu umkämpften Wahrheiten

Die Auseinandersetzung mit den politischen Dimensionen von Sexarbeit(-sforschung) und den damit einhergehenden Machtverhältnissen erweist sich schließlich auch als epistemologische Frage. Als Teil und Ausdruck der moralpolitischen Verhandlungen von Sexarbeit beschreibt Amesberger (2017) den Umstand, dass die gesellschaftlichen Debatten entlang »scheinbare[r] Gewissheiten« (ebd.: 3) geführt werden. Es handelt sich dabei um Annahmen über Sexarbeit, die Außenstehenden, Interessierten und/oder Aktivist*innen aufgrund moralischer Bewertungen als ›realistisch‹ oder gar ›wahr‹ erscheinen und deswegen nicht in Frage gestellt werden, obwohl sie jeglicher empirischer Grundlage entbehren (ebd.). Amesberger beschreibt dies im Kontext österreichischer Sexarbeitsdebatten, aber auch in der deutschen medialen und politischen Auseinandersetzung mit dem Thema lassen sich Beispiele dafür finden, wie z.B. die »dramatisierenden Statistiken« (Schetsche 2014: 129) zur vermeintlich hohen Prozentzahl an Zwangsprostituierten in Deutschland (Hill/Bibbert 2019: 85).⁹

Die emotionale Aufladung der Debatte erschwert zugleich die Kritik an solchen »scheinbaren Gewissheiten«. Denn die Polarisierung zwischen ›freiwilliger Sexarbeit‹ und ›Zwangsprostitution‹ lässt wenig Raum für eine kritische Auseinandersetzung mit den Grundannahmen und -positionen beider ›Seiten‹ dieser Debatte. So ist eine Infragestellung der Datenlage zu Zwangsprostitution nicht gleichbedeutend mit der Infragestellung der Existenz von Ausbeutung und Zwangslagen in der Sexarbeit. Und

9 Zur quantitativen Datenlage zu Sexarbeit in Deutschland vgl. Abschn. 1.3.

die (durchaus belegbare) Existenz von Zwangslagen steht gleichermaßen nicht im Widerspruch zu selbstbestimmt ausgeübter Sexarbeit, da es sich bei Sexarbeit um ein heterogenes Feld handelt, in dem verschiedene Lebens- und Arbeitsrealitäten existieren. So lässt sich in der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit diesen Realitäten auch nicht die *eine* Wahrheit über Sexarbeit finden.

Dies macht jedoch eine (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit den *Inhalten* der Aussagen von Forschungsteilnehmer*innen nicht gänzlich obsolet. Denn der gesellschaftliche Diskurs um Sexarbeit – und die damit einhergehende Marginalisierung von sexarbeitenden Personen bzw. ihren Wissensbeständen – wirkt sich nicht nur darauf aus, über welche Zugänge bzw. mit wem man im Rahmen von Forschungsvorhaben über Lebens- und Arbeitsrealitäten in der Sexarbeit sprechen kann. Er beeinflusst darüber hinaus auch, *worüber* (nicht) gesprochen werden kann, was sich insbesondere in den Momenten zeigt, in denen Forschende Leerstellen, Schweigen oder widersprüchlichen Aussagen begegnen (vgl. Agustín 2004, Shah 2014). An diesem Punkt erwiesen sich eine Aufmerksamkeit für und Reflexion von affektiven Dimensionen der entsprechenden Situationen und Interaktionen als sinnvolle Strategie der Auseinandersetzung. Zwar ließen sich Widersprüche oder Schweigen damit im Rahmen dieser Forschung nicht (gänzlich) auflösen, so konnte ich derartige ›Leerstellen‹ dennoch als Momente des Erkenntnisgewinns begreifen und analysieren.

»Schreib das nicht auf, das stimmt so nicht...« – Widersprüche und Schweigen im Feld

»Why, after all, should people who are being treated as objects of curiosity tell the truth?«, fragt Agustín (2004: 6) in einer Reflexion darüber, warum Menschen in der Sexarbeit Forschenden gegenüber manchmal absichtlich Falschaussagen machen. Sie interpretiert derartige Praktiken als Form des Widerstands gegen einen Diskurs, der Menschen in der Sexarbeit zwar zu interessanten Forschungsobjekten macht, ihnen allerdings auch durch die Teilnahme an Forschung wenig bis keine Möglichkeiten bietet, die Debatten und Entscheidungen über ihre Lebensverhältnisse mitzubestimmen (ebd.). Ihre tatsächlichen Interpretationen und Wahrnehmungen der eigenen Lebensverhältnisse für sich zu behalten, sieht Agustín dahingehend als Weg, die Macht über ihre persönlichen Lebenswelten zu behalten und sich nicht vorurteilsbelasteten Interpretationen auszusetzen (ebd.). Ein ähnliches Phänomen beschreibt Shah unter dem Begriff der *research fatigue* (Shah 2014: 157ff), die im Zuge einer ›Überbeforschung‹ bestimmter Gruppen von sexarbeitenden Menschen einsetzt, aus der sich jedoch kein Effekt auf die Lebenswelten der betroffenen Personen ergibt. Shah beschreibt, wie in derartigen Umständen Forschenden ein Narrativ präsentiert wird, von dem Sexarbeitende annehmen, dass Forschende es sich wünschen, weil keine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren Lebenswelten (mehr) erwartet wird (ebd.). Agustín nennt langfristige ethnographische Forschung und einen damit einhergehenden Vertrauens- und Beziehungsaufbau als Möglichkeit, dieser Problematik entgegenzuwirken und tiefere Einblicke in die Perspektiven der Forschungsteilnehmer*innen zu erhalten (Agustín 2004: 6).

Doch auch in langfristigen Forschungsbeziehungen bleiben die Gespräche und darin verhandeltes Wissen positioniert. Zwar verändern sich im Laufe des Beziehungsauf-

baus die (wahrgenommenen) Rollen und Positionen – Forschende werden zu Bekannten, Vertrauenspersonen oder gar Freund*innen, wodurch andere Gesprächsebenen erschlossen werden können. Damit wird allerdings ebenso wenig eine ›echte‹ Wahrheit erschlossen. Es ist durchgehend zu berücksichtigen, dass auch Kolleg*innen, Familienmitgliedern o.Ä. möglicherweise verschiedene Narrative oder Perspektiven präsentiert werden. Dies ist nicht per se als Nachteil zu verstehen, da der Austausch mit Außenstehenden oder nicht in bestimmte familiäre oder kollegiale Netzwerke eingebundenen Personen auch Gespräche über Facetten ermöglicht, die diesen Personen(-gruppen) gegenüber verheimlicht werden (müssen). Gleichzeitig bringt eine enge Beziehung zu Forschungsteilnehmer*innen weitere ethische Fragen mit sich, wenn z.B. die Tatsache, dass die Gespräche Teil der Forschung sind, zeitweise in Vergessenheit gerät und Forschende abwägen müssen, wie viel von ihnen in die wissenschaftliche ›Weiterverarbeitung‹ der Forschungsgespräche eingehen kann oder soll. Dementsprechend sprach ich meine Rolle als Forscherin in Forschungsinteraktionen regelmäßig an, um eine transparente Diskussion darüber zu ermöglichen, was Teil dieser Arbeit werden kann und was unter Bekannten oder Freund*innen bleiben sollte.

Dass sich dennoch (oder auch deswegen) immer wieder Konflikte um Wissensbestände und ›Wahrheitsgehalte‹ von Aussagen ergaben, zeigte sich besonders deutlich in folgender Interaktion mit zwei Frauen, die im Kurfürstenkiez tätig waren:

In einer regnerischen Julinacht 2018 führte ich auf einem Platz an der Frobenstraße ein Interview mit Jacky durch. Kennengelernt hatte ich sie durch Erika, die an der Organisation der Dinner für trans Sexarbeitende beteiligt war. Erika und ich hatten uns bereits einige Male getroffen und bei der Vor- und Nachbereitung der Dinner über Religion, Geschichtsschreibung, Europapolitik, aber auch Alltägliches diskutiert. Bei meinen Besuchen der Frobenstraße übernahm Erika die Vorstellung zwischen mir und anderen Frauen, die an den jeweiligen Abenden zum Arbeiten dort waren. Nachdem sie mich an diesem Abend Jacky vorgestellt hatte und wir es uns auf einer nahegelegenen Parkbank mehr oder weniger bequem gemacht hatten, ging Erika wieder auf die Straße, während Jacky begann, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Im Verlauf unseres Gesprächs begann es zu regnen. Ich spannte meinen Schirm auf und hielt ihn über Jacky und mich. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie sich Erika zum Schutz vor dem Regen unter einen Baum in der Nähe stellte. Nachdem sich Jacky nach dem Gespräch wieder auf den Weg gemacht hatte, kam Erika zu mir und wir spazierten gemeinsam zu einem Kiosk, da das Wetter dazu geführt hatte, dass sonst niemand mehr auf der Straße unterwegs war. »Mit welchem Namen hat sie sich dir eigentlich vorgestellt?«, fragte Erika unterwegs, »Wir kennen sie ja unter [...], aber sie gibt verschiedene Namen an.« Ich hätte mir im ersten Moment gar nichts aus dieser Frage gemacht, denn nach allem, was ich wusste, war es üblich, dass sexarbeitende Personen verschiedene Namen nutzen. Aber Erika wollte damit auf etwas anderes hinaus. Sie, die Frauen von der Frobenstraße, konnten Jacky nicht ganz vertrauen, meinte sie. »Sei vorsichtig mit dem, was sie dir am Schluss gesagt hat.« Erika hatte offensichtlich gehört, worüber wir uns am Ende des Interviews unterhalten hatten. »Das, was sie dir gesagt hat, stimmt nicht, bitte schreib das nicht so auf, das kann uns allen schaden. Wir werden sowieso schon als Menschen zweiter Klasse gesehen.«

Erikas Begründung für ihren Einwand verdeutlicht, dass Forschungsteilnehmer*innen – egal in welcher Beziehung sie sich zu Forschenden sehen – sich des Diskurses über sie und der Rolle von Wissenschaft darin durchaus bewusst sind, was Situationen erzeugt, in denen zwischen (angeblicher) Falschaussage und (angeblicher) Wahrheit nicht klar unterschieden werden kann. Jackys Lüge – aus Erikas Perspektive – lag darin, dass sie einen Preis für sexuelle Handlungen nannte, den Erika als zu niedrig empfand. Sie sah eine Gefahr darin, dass derartige Preise als Standard wahrgenommen werden würden, wenn ich darüber schrieb. Erika war, im Sinne von Agustíns (2004) und Shahs (2014: 156ff) Überlegungen, der Ansicht, dass Jacky nur deswegen einen derart niedrigen Preis genannt hatte, um Mitleid bei mir zu erwecken. Meiner Einschätzung der Gesprächssituation entsprechend war es durchaus möglich, dass Jacky ihre Lebensumstände mir gegenüber absichtlich verzerrt darstellte. Nach allem, was ich bis dahin über die Arbeit auf dem Straßenstrich erfahren hatte, war aber gleichzeitig nicht auszuschließen, dass sie (zumindest zeitweise) tatsächlich äußerst niedrige Preise verlangte bzw. keine höheren aushandeln konnte. Insofern war es Erika möglicherweise weniger an der Aufklärung falsch dargestellter Umstände gelegen, sondern am Schutz ihrer Kolleginnen, da das Festschreiben dieser Preise in wissenschaftlichen Publikationen (oder Zeitungsberichten) durchaus zu einer Verschlechterung der Verhandlungsbasis für die Frauen auf dem Straßenstrich führen könnte.

Auch wenn sich an dieser Stelle nicht lückenlos aufklären lässt, wer in dieser Situation ›Recht‹ hatte, zeigt sich darin umso mehr die Bedeutung der Dokumentation affektiver Dimensionen von Forschungsbegegnungen. Es waren nicht zuletzt immer wieder meine nicht immer komplett verbalisierbaren Eindrücke von Forschungsbegegnungen, die eine kritische Auseinandersetzung mit manchen Aussagen anregten. Die Reflexion dieser emotional-affektiven Dimensionen der Interaktionen mit Forschungsteilnehmer*innen ermöglichte es somit, über nicht immer eindeutig auflösbare Fragen von ›wahr‹ oder ›falsch‹ hinauszublicken und derartige Situationen als Raum der Verhandlung verschiedener Motivationen, Ansprüche und Bedenken zu begreifen.

Ähnlich verhielt es sich im Umgang mit Schweigen im Feld. Visweswaran (1994) macht darauf aufmerksam, dass es sich auch dabei um einen Ausdruck von *agency* (ebd.: 51) und Form des Widerstandes handeln kann, den Forschende allerdings in gewisser Weise brechen wollen oder müssen (ebd.: 61). Dahingehend ist im Feld der Sexarbeitsforschung allerdings mit Vorsicht vorzugehen, da sich hinter manchem Schweigen auch traumatische Ereignisse verbergen (können) und im Sinne einer Schadensvermeidung Potenziale einer Retraumatisierung sensibel abgewogen werden müssen. In diesem Sinne sind ethnographische Interaktionen auch als emotionale Arbeit zu verstehen, die unter Berücksichtigung der affektiven Dimensionen der Begegnungen durchaus Räume für die Verhandlung und Verarbeitung derartiger Erlebnisse schaffen kann, aber auch Grenzsetzungen vonseiten der Teilnehmenden aufmerksam zu reflektieren und anzuerkennen hat. Einen Zugang zu wählen, der unter einem Einverständnis zur Forschungsteilnahme nicht den Anspruch versteht, dass Teilnehmer*innen uneingeschränkt alle Fragen beantworten müssen, sondern sie als handlungsfähige Subjekte und gleichberechtigte Gesprächspartner*innen begreift, die Interaktionen mitgestalten (können), trug wesentlich dazu bei, derartige Potenziale einer Retraumatisierung, aber auch Viktimisierung navigieren zu können. Teilnehmer*innen zu vermitteln, dass

sie mir nicht jede Frage beantworten müssen, im Gespräch aktiv nachzufragen, ob sie dazu bereit wären, mehr über bestimmte Situationen zu erzählen und bei Bedarf die Gestaltung meiner Fragen und meine Interessen dahinter zu erklären, war dabei Ausdruck dieses Zugangs, mithilfe dessen gemeinsam Wege gefunden werden konnten, Schweigen (teilweise) zu überwinden.

Insgesamt zeigt sich in diesen Erfahrungen und Überlegungen, dass Fragen zu Lügen, Schweigen und Leerstellen im Feld nicht bloß als ›Störfaktoren‹ der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sexarbeit angesehen werden können, sondern unter Berücksichtigung ihrer Relationalität, Situiertheit und affektiven Dimensionen ebenso zum Erkenntnisgewinn beitragen und Einblicke in die (Selbst-)Wahrnehmung von Menschen in der Sexarbeit ermöglichen können.

2.6 Fazit: Politisch aufgeladene Felder (selbst-)kritisch navigieren mit *affective scholarship*

»Research on sex work should be hard, emotionally and intellectually«, postuliert die Wissenschaftlerin und ehemalige Sexarbeiterin Jello (2015) in einem Blogbeitrag mit dem – zumindest für (angehende) Sexarbeitsforschende – provokanten Titel *Why you shouldn't study sex workers*. Offensichtlich schließe ich mich der Argumentation dieses Blogbeitrags nicht vollumfänglich an. Denn hinter diesem Projekt stand und steht für mich die Überzeugung, dass empirische Forschung zu Sexarbeit, gerade aus sozial- und kulturalanthropologischer Perspektive, einen Beitrag zur Versachlichung einer äußerst aufgeladenen Debatte und zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Umgang mit sexarbeitenden Personen leisten kann. Wie ich in diesem Kapitel aufzeigte, ist dafür jedoch auch eine eingehende und (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Positionalität als Forscher*in und den emotional-affektiven Erfahrungen im Feld notwendig. Das bedeutet allerdings nicht, dass ich mich somit für ein Verständnis von Sexarbeitsforschung als notwendigerweise emotional herausfordernd ausspreche. Das genannte Zitat von Jello lässt eine solche Interpretation zu, doch geht es auch ihr dabei um eine andere Dimension von Schwierigkeit:

»I don't mean emotionally hard the way reading some titillating poverty porn is ›hard‹ [...]. Hard is research that tells you something you don't know in a way that challenges the ideology you walked in with. That means that good sex work research gets past the for-or-against debate and says the things that debaters don't want to hear. If you want to live in a filter bubble, making the same stale arguments over and over, then sex work research is not for you.« (Jello 2015)

Nach den beschriebenen Erfahrungen und Reflexionen interpretiere ich Jellos Anmerkung v.a. als (scharf formulierte) Intervention gegen einen unkritischen Umgang mit der zu Beginn dieses Kapitels zitierten Aufforderung von Dewey und Zheng (2013:100), sozial- und kulturalanthropologische Forschung als »politischen Akt« zu begreifen. Denn die beschriebenen Komplexitäten und politischen Verflechtungen machen Sexarbeit nicht nur zu einem herausfordernden, sondern auch zu einem attraktiven Forschungsfeld für diejenigen, die sich als politisch oder aktivistisch motivierte Forschende begreifen. Zu

dieser Gruppe zähle ich mich durchaus auch. Das geschilderte affektive Erleben meiner Feldforschung brachte mich jedoch nicht nur zu Erkenntnissen über die Lebensrealitäten sexarbeitender Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern, sondern ebenso zu der Einsicht, dass sich in der Betonung der politischen Verwicklungen von Sexarbeitsforschung auch ein emotionalisierender Appell verbirgt, der sorgfältig und (selbst-)kritisch reflektiert werden muss. Dies gilt insbesondere für Sexarbeitsdebatten als ein Feld, in dem zwischen zwei äußerst emotionalisierten entgegengesetzten Positionen meist kein Platz für jene Differenzierungen und Kontextualisierungen bleibt, die sozial- und kulturanthropologische Forschung anstrebt, was den Forschungsprozess zu einer vielschichten Gratwanderung zwischen unterschiedlichen Ansprüchen und Positionierungen macht.

Neben dem begründeten Aufruf zu einem Bewusstsein für die politischen Implikationen sozial- und kulturanthropologischer Sexarbeitsforschung ist also gleichermaßen zu bedenken, dass diese Debatten auch für Forschende eine enorme emotionale Sogwirkung entwickeln können, die ebenso kritisch aufgearbeitet werden muss. Eine Bereitschaft, Personen oder Institutionen in Machtpositionen anhand von Erkenntnissen aus ethnographischer Forschung herauszufordern, ist dementsprechend nicht nur als emotionsgeladener Aufruf zum Kampf gegen Unterdrückung zu verstehen. Diese Bereitschaft bedeutet in sozial- und kulturanthropologischer Sexarbeitsforschung ebenso, mit sich selbst und den eigenen ›Wahrheiten‹ kritisch umzugehen. Dies setzt eine bewusste Reflexion der affektiven Feldforschungserfahrungen voraus, um nicht leichtfertig in politisch motivierte Pauschalisierungen zu verfallen, die genau diejenigen vereinfachten Narrative reproduzieren, die durch eine ethnographische Auseinandersetzung mit der Vielschichtigkeit von Lebenswelten in der Sexarbeit eigentlich kritisiert werden sollen.

